

Ich jagte den Mississippi-Piraten

Jerry Cotton, #9

by Jerry Cotton, 1922-2015

Veröffentlicht: 1956



Ahoi, alter Mississippi! Ich sah ihn zum ersten Male in Cairo, und, by Jove, er bot einen beeindruckenden Anblick, selbst wenn man den Hudson und den Amazonas kennt.

Wir Amerikaner sind stolz auf unseren Fluß, und unsere Lehrer in der Schule rechnen ihm jeden kleinen Bach im Quellgebiet zu, damit er auch ja der längste Fluß bleibt, trotz Nil und Wolga. Überhaupt wenn Sie etwas Ähnliches wie unseren Mississippi, den „Man-River“, sehen wollen, so müssen Sie schon in Rußland suchen. Sie haben dort ein paar Bäche, Ob und Jennissei, oder wie die Dinger heißen, die unserem Strom das Wasser reichen können.

Phil und ich erreichten sein Ufer in Cairo. Wir waren in der Nacht von New York herübergeflogen, und wir sahen ihn am frühen Morgen. Wissen Sie, man kann das gegenüberliegende Ufer eben noch erahnen, um zu erkennen, daß es sich um einen Fluß und nicht um einen See oder gar ein Meer handelt. Sein Wasser schwankt, je nach der Jahreszeit und dem Ort, zwischen einem schmutzigen Grün und einem schlammigen Gelb. Natürlich fließt es, und es hat im allgemeinen einen beachtlichen Zahn drauf, nur ist der Fluß so breit, daß die Strömungsverhältnisse überall unterschiedlich sind.

Zart haben wir Amerikaner unseren Lieblingsfluß nicht behandelt, das muß ich zugeben. Die Abwässer Dutzender Städte, Tausender von Fabriken ergießen sich in ihn. Er schluckt es und rächt sich damit, daß er im Sommer stinkt. Manchmal rächt er sich auf andere Art. Dann schiebt er eine Hochwasserwelle nach der anderen vor sich her, und zwischen Cairo und New Orleans wird er breit wie ein Meer, aus dem Dächer von Häusern und Schornsteine von Fabriken heraus schauen wie die Reste versunkener Städte.

Daß Phil und ich so besonders interessiert in das Wasser des Flusses starrten, werden Sie sofort verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß wir uns in Cairo befanden, um nach einem Mann zu suchen, dessen Namen wir zwar nicht wußten, der dafür aber die schmeichelhafte Bezeichnung „der Mississippi-Pirat“ trug. Begreiflich, daß uns das Wasser interessierte, auf dem besagter Herr sein Unwesen treiben sollte.

Nun war das Flußpiratenunwesen meines Wissens zum letzten Male vor rund zwanzig Jahren aktuell, und zwar damals in China auf dem „Gelben“, blauen oder grünen Fluß, wie die Chinks ihre alle gleich schlammtrüben Gewässer bezeichnen. Ich glaube, man benutzte seinerzeit die Methode, Passagiere von den Booten zu kapern, schnitt ihnen ein Ohr ab und übersandte das Ohr den Angehörigen, wobei man zart andeutete, daß man den werten Kopf hinterher schicken würde, falls nicht ein Lösegeld in Höhe von... usw.

Gut, so etwas ging in China, aber der Mississippi, so urwelthaft breit er auch sein mag, fließt schließlich quer durch die Vereinigten Staaten von Amerika, die, über den Daumen gerechnet, nicht weniger als achtundsiebzigttausend Polizisten beschäftigen. Die Methode des Ohrabschneidens scheint mir in diesem Lande nicht durchführbar, obwohl es manchmal nicht die schlechteste Idee ist, auf Dinge zurückzukommen, die seit Jahrzehnten vergessen sind. Man kann das alljährlich in der Mode feststellen.

Der besagte Mississippi-Pirat schnitt keine Ohren ab. Wenigstens war uns davon bisher nichts bekannt geworden. Offengestanden, selbst hier am Ufer des Flusses stehend, wußten Phil und ich noch nicht, was der Herr auf dem Kerbholz haben sollte. Unsere Order lautete lediglich, uns in Memphis bei Forester B. Thamp, dem örtlichen FBI-Chef zu melden.

Schön, aber wir gehörten zum FBI New York. Was gingen uns die Sorgen der Mississippi-Leute an?

Es tut mir leid, aber jetzt muß ich Ihnen einen kleinen politischen Vortrag halten, auch auf die Gefahr hin, Sie vorübergehend zu langweilen.

Bekanntlich gab es früher in den Südstaaten die Sklaverei. Dann gab es einen Krieg zwischen Süd und Nord, den der Süden verlor, und die Sklaverei wurde abgeschafft. Klar, daß nach der Niederlage das Pendel nach der anderen Seite ausschlug. Die Nordstaatler und die befreiten Neger traten vorübergehend etwas hef-

tig auf den besiegten Weißen der Südstaaten herum. Auch das bog sich mit der Zeit wieder gerade, aber doch nicht so gerade, daß man die Stimmung zwischen Weiß und Schwarz im Süden als ausgeglichen bezeichnen könnte. Sie lesen ja manchmal darüber in den Zeitungen, wenn es wieder einen Skandal wegen irgendeiner Negergeschichte gegeben hat.

Nun befiehlt zwar unsere Verfassung die völlige Gleichberechtigung der Farbigen, aber die Gouverneure der einzelnen Staaten sind doch sehr selbständig, und unter dem Druck der Weißen, oft auch durchaus im Einklang mit der eigenen Meinung, beschneiden sie die Rechte der Schwarzen und Mischlinge. Daraus hat sich ein leiser und unterirdischer Kampf zwischen den Bundesbehörden und den Behörden der einzelnen Staaten entwickelt, denn, wie bei allen Dingen, die von der Leidenschaft angepeitscht werden, verwischt sich häufig genug der Unterschied zwischen Recht und Unrecht.

Es kann leicht vorkommen, daß ein Weißer, der im Süden gegen die Gesetze verstoßen hat, von seinen Mitbürgern gegen den Zugriff einer Washingtoner Behörde geschützt wird. Dazu kommt, daß der ganze Süden, so seltsam das klingt, irgendwie miteinander verwandt ist. Das ist natürlich nicht im wörtlichen Sinne zu verstehen, aber sie stecken dort unten voller Tradition bis unter die Kragenknöpfe, und ein Weißer, der mit dem Appell an die gemeinsame Hautfarbe um Hilfe fleht, hat gute Aussichten, daß ihm diese Hilfe auch gewährt wird. Jedenfalls hielt man es aus diesen und anderen Gründen in Washington für geraten, daß der Fall des „Mississippi-Piraten“ von auswärtigen G-men bearbeitet werden sollte, um die eingewachsenen Leute davor zu bewahren, mit irgendwelchen Bezirken ihres Gefühlslebens in Konflikt zu kommen.

Phil und ich hatten uns von dem hübschen Fräulein im Reisebüro eine romantische Fortsetzung unserer modernen „Viermotorigen-Reise“ von New York nach Cairo aufschwätzen lassen.

Wir gingen in Cairo an Bord der PRECIOUS und gondelten mit ihr innerhalb von vierundzwanzig Stunden flußabwärts nach Memphis.

Aus Gründen der Touristenromantik ist die PRECIOUS nicht etwa ein moderner Flußdampfer, sondern ein feuerspeiender Raddampfer, naturgetreu den Kähnen der Pionierzeit nachgebildet, messingblitzend, mit Samt und Troddeln überladen und mit Holz gefeuert.

Früher wurde auf diesen Dingen unter anderem heftig gespielt und geschossen, und ein nicht unbeträchtlicher Anteil der Ernährung der Mississippi-Fische bestand aus Leuten, die beim Falschspiel erwischt worden waren. Heute haben sie eine moderne Lautsprechereinrichtung, durch die ein Mann die Sehenswürdigkeiten der Flußufer trompetet und auf die Punkte mit historischen Ereignissen hinweist.

So stolz ich auf Amerika bin, so kann ich doch nicht behaupten, daß das Mississippi-Tal zwischen Cairo und Memphis besonders eindrucksvoll wäre. Es besteht aus einer endlosen Ebene, die dem Fluß, wenn er anschwillt, außer einigen Kunstdämmen keine ernsthaften Hindernisse in den Weg stellt. Ein großer Teil der Ebene ist bewaldet und liefert damit den Rohstoff für die Hauptindustrie des Stromgebietes: Holz in jeder Form und Verarbeitung. Hinzu kommt Weizen aus den kultivierten Landstrichen, Viehzucht und viel Baumwolle.

Eine Unzahl größerer und kleinerer Flüsse führen dem Mississippi Wasser zu. Lange Uferstrecken sind versumpft, und ein Gewirr von toten Armen mit stehendem Wasser bietet den Mücken und allem anderen Ungeziefer, einschließlich einiger Formen von giftigen Schlangen, willkommene Brutstätten.

Wie vor rund hundert Jahren spielt sich ein großer Teil des Lebens auf dem Wasser des Flusses ab, denn die Uferstraßen sind spärlich und selten gut gebaut. Es gibt wenig wirklich Städte im Stromgebiet. St. Louis, Cairo an der Ohio-Mündung, Memphis, New Orleans... und aus.

Ein sehr großer Teil der Mississippi-Bewohner haust heute noch nicht am, sondern auf dem Wasser. Sie bauen dort unten eine schwerfällige Art von Hausbooten, teils mit, teils ohne Motor. Und in einer solchen Mischung aus Haus und Boot leben vor allen Dingen die ärmeren Schichten der Bevölkerung, denn diese schwimmenden Häuser sind die einzigen Erfindungen, die mit einem Hochwasser fertig werden, ohne ernsthaften Schaden zu nehmen.

Phil und ich sahen eine Anzahl solcher Boote auf unserer Fahrt stromabwärts, teils in größeren Gruppen zusammenliegend, teils sehr verstreut, manchmal einzeln. Wir begegneten ihnen auch, wenn sie von Dampfern stromaufwärts gezogen wurden, oder aus eigener Kraft mit der Strömung abwärts schaukelten. Sie sind wirklich einzigartige und nur auf dem Mississippi vorkommende Bauten.

Ich sagte schon, die Fahrt nach Memphis dauerte runde vierundzwanzig Stunden. Natürlich gab es Kabinen auf der PRECIOUS, und wir schliefen nicht schlecht auf Schaumgummimatratten an Bord des alten Pionierdampfers. Wir frühstückten am anderen Morgen auf dem Oberdeck, und gewissermaßen mit dem letzten Kaffeeschluck legte die PRECIOUS am Steg von Memphis an. Der Spaß war vorbei, und die Arbeit begann.

Ein Taxi brachte uns zum Büro des örtlichen FBI. Wir ließen uns bei Forester B. Thamp melden, und er empfing uns sofort. Mr. Highs Memphis-Kollege war äußerlich ein typischer Südstaatler, groß, knochig, braunhäutig. Er trug einen prachtvollen lang ausgezogenen Schnurrbart unter der großen Nase und zeigte, wenn er lachte, Zähne wie ein Pferd. Bei ihm gab es Whisky zur Begrüßung, und im Gegensatz zu unserem New Yorker Chef trank er durchaus mit.

„Ich hoffe, es gefällt Ihnen bei uns,“ sagte er nach dem ersten Schluck. „Bleiben Sie recht lange bei uns!“

Phil lachte. „Ein unverständlicher Wunsch für einen Polizisten. Sollten Sie nicht lieber hoffen, daß wir den Fall rasch klären und wieder verschwinden?“

Mr. Thamp schwenkte liebevoll den Whisky in seinem Glas.

„Ich weiß ja noch nicht einmal mit Sicherheit—ob es überhaupt ein Fall für das FBI ist?“

Wir beiden New Yorker antworteten mit hochgezogenen Augenbrauen. Forester B. Thamp seufzte.

„Ich werde es Ihnen wohl erklären müssen,“ sagte er und stellte sein Glas hin.

„Sie wissen, daß wir hin und wieder Tänze mit den Farbigen haben. Richtiger gesagt, nicht mit den Farbigen, sondern mit den Weißen, die den Negern ans Leder wollen. Es gibt bei uns Leute, die ganz gern die Zustände der Zeit vor dem Bürgerkrieg wieder herstellen möchten, aber natürlich ist das eine alberne Illusion und im Grunde nicht mehr als romantisches Gequatsche, jedoch—und das ist der Haken der Sache—alle sind sie bereit, solche angeblichen Unternehmungen zu un-

terstützen, und sie fallen leicht auf irgendwen herein, der behauptet, er hätte die Macht und die Möglichkeit, die Südstaaten in ihrer alten Pracht und Herrlichkeit neu erstehen zu lassen. Aus dieser Einstellung meiner Mitbürger heraus wurde vor rund achtzig Jahren die Gründung des Cu-Clux-Clans möglich, Sie wissen, jener Organisationen mit geheimnisvoller Kapuze, Fackel und Strick, die die Lynchjustiz einführten und angeblich Unrecht wiedergutmachen wollten, in Wahrheit aber eine Unzahl nicht nur politischer, sondern auch krimineller Delikte begingen. Wir hatten viel Mühe, das Unwesen zu unterdrücken und die schlimmsten Clan-Führer hochzunehmen. Seit zwanzig Jahren haben wir keine größere Affäre dieser Art mehr gehabt, obwohl die Clans hin und wieder unter ihrem lächerlichen Brimborium zusammentraten, doch sind sie zu der Bedeutung von politisierenden Kegelklubs herabgesunken. Vor drei Monaten nun begann es in der Gegend von Basqueville zu grummeln. Eigentlich passierte zunächst nicht viel. Ein paar Feuerchen wurden abgebrannt, ein paar wilde Schwüre gesprochen, und ein paar Neger mußten fortlaufen. Ich erhielt Bericht hierüber durch den gewählten Sheriff von Basqueville, Franc Legram, der seinerseits alles tat, um dem Quatsch die Spitze zu nehmen.

„Etwas später liefen die Beschwerden einer Reihe von Flußschiffern ein. Sie waren nachts von einem Motorboot am Fluß angehalten worden, dessen Besatzung einen nicht unerheblichen Zoll, angeblich zur Befreiung der Südstaaten vom *schwarzen Joch*, von ihnen forderte, und zwar mit vorgehaltenen Pistolen forderte. Natürlich zahlten sie. Übrigens turnten die Piraten in den Überwürfen und Kapuzen der Cu-Clux-Claner an Bord.—Ich fand, daß mit solchem Vorgehen, gleich aus welchen Gründen, der Tatbestand des bewaffneten Raubes erfüllt sei, und schickte drei Leute hin, je einen nach Cosher, Basqueville und Freebanc. Nach und nach tröpfelten Berichte ein, aus denen hervorging, daß der oder die Mississippi-Piraten schon ein recht hübsches Geschäft in Gang gebracht hatten. Sie erhoben nicht nur Zoll von den Schiffen, sondern besteuerten auch die Bewohner der Hausboote zwischen Cosher und Freebanc, obwohl diese Leute wahrhaftig nicht viel verdienen. Richtig ernst wurde es erst, als ein Frachtkahn, dessen Kapitän die Zahlung verweigert hatte, mit einer Dynamitladung in die Luft gejagt wurde. Es gab zwei Schwerverletzte dabei.

„Mein Mann aus Basqueville kam plötzlich ins Hauptquartier zurück und eröffnete mir, daß er das Vorgehen der Cu-Clux-Clan-Männer nur für ein Mittel zum guten Zweck halte, und er wollte nicht dagegen arbeiten. Ich warf ihn hinaus, und weil ich es satt hatte, mich mit den patriotischen Gefühlen meiner Landsleute herumzuschlagen, verschrieb ich mir euch beide aus New York.“

Thamp stand auf und stampfte durch das Zimmer.

„Ich will euch mal was sagen,“ fauchte er unter seinem Schnurrbart hervor. „Ich bin selbst ein alter Südstaaten-Mann, und ich denke oft, es ist politisch nicht richtig, was die Washingtoner anstellen, aber hier dreht es sich nicht um Politik, die mit dem Stimmzettel und nicht mit der Kanone entschieden werden soll, sondern um Verbrechen. Denn dieses ganze Gerede, die Räubereien, Erpressungen dienen nur der Ansammlung von Mitteln zur Befreiung des Südens vom *Schwarzen Joch*, sind blankes Theater und nur Vorwand für den Mann, der sich auf diese Weise die Taschen füllt. Ich habe ihn den *Mississippi-Piraten* getauft, und ich denke, mit dieser Bezeichnung ist sein Charakter gut getroffen. Es gibt hier im Süden

ein untrügliches Zeichen dafür, ob eine Sache politisch ist oder nicht. Ist sie politisch, so geht es hier gegen die Neger, aber seit jenen Anfängen in Basqueville ist nie wieder ein Neger belästigt worden. Das hat einen einfachen Grund. Die Neger am Fluß sind durch die Bank so arm, daß bei ihnen selbst mit vorgehaltener Pistole nichts zu holen ist.“

Er unterbrach sich selbst. „Unnötig, daß ich euch das erzähle. Ob aus politischen Gründen oder nicht: Raub bleibt Raub, und wenn ihr Burschen dafür sorgt, daß es aufhört, spendiere ich euch eine ganze Flasche von dem Zeug, von dem ich euch jetzt noch ein Glas voll eingieße.“

Er füllte die Gläser. Dieser Forester B. Thamp war ein prächtiger Mann. Wahrscheinlich war sein Herz voll von den gleichen Ressentiments der meisten Südstaatler, deren Eltern und Großeltern reich und mächtig auf ihren unabsehbaren Besitzungen gesessen hatten, bevor sie durch den Bürgerkrieg arm wurden. Dennoch gab es für ihn nur eine Entscheidung. Ein Verbrechen blieb ein Verbrechen, gleichgültig, aus welchen Motiven es begangen wurde.

Er hatte sich wieder hingesezt und schob einen Packen Papiere über den Schreibtisch.

„Das sind Abschriften aller Protokolle der Vernehmungen von Leuten, die von dem Mississippi-Piraten beraubt wurden, aber es steht fest, daß sich viele Fälle ereignet haben, die uns nicht gemeldet wurden. Er besitzt ein sehr schnelles Boot, das schwarz gestrichen ist und einen starken Scheinwerfer hat. Seine Mannschaft besteht aus fünf bis acht Leuten. Die Angaben der Beraubten schwanken. Im allgemeinen nimmt er nur Bargeld. Jedenfalls wissen wir nichts über den Raub von Waren. Nach unseren Unterlagen stahl er bisher achtzehntausend Dollar, aber wir sind sicher, daß seine Einkünfte ein Vielfaches betragen, denn wir besitzen nur drei Protokolle von Hausbootbewohnern, denen er eine Gebühr abnahm, aber wir glauben, daß praktisch kein Flußanwohner zwischen Cosher und Freebanc ungeschoren blieb.“

„Wie stellen Sie sich unseren Einsatz vor, Mr. Thamp?“ fragte ich.

Er hob die Schulter. „Das wird sich ergeben, und im übrigen überlasse ich das Ihren Nasen. Der einzige örtliche Beamte, der bisher etwas gegen den Piraten unternommen hat, ist Sheriff Legram in Basqueville. Er organisierte eine Art Bürgerselbstschutz. Seine Leute treiben sich nächtlich auf dem Mississippi herum und hoffen auf den Glücksfall, den Burschen zu stellen, wobei ich persönlich ihre Chancen gering genug einschätze, denn sie verfügen nur über ein asthmatisches Motorboot, und ihre Bewaffnung besteht im wesentlichen aus Jagdgewehren. Immerhin zwingen sie allein durch ihre Anwesenheit unseren unbekanntem Freund zur Vorsicht. In Cosher habe ich Anthony Beek stationiert, einen jungen G-man, der viel Schneid besitzt. Ich habe für ihn ein Boot der Flußpolizei von Memphis losgeeist, und ihm stehen zwei Flußpolizisten zur Verfügung, die mit Maschinenpistolen bewaffnet sind. Basqueville ist ohne G-man, seit mein Mann dort seinen patriotischen Koller bekam, und in Freebanc sitzt Peter Quick, mit Leuten und Fahrzeug genau so ausgerüstet wie Beek in Cosher.“

„Und was für ein Paddelboot bekommen wir?“ fragte ich.

„Tut mir leid. Im Augenblick verfüge ich über keinen Kahn, der einigermaßen etwas taugt.—Sie haben die vorläufige Oberleitung der Aktion *Mississippi*. Anthony

und Peter sind benachrichtigt, daß sie Ihrem Kommando unterstellt wurden. Damit natürlich auch die Boote.“

Er grinste kräftig.

„Bin gespannt, wie eure großstädtische Gescheitheit sich bei uns bewährt, aber kommt mir nur nicht, sobald ihr an der Sache gerochen habt, mit solchen Ideen wie eine Razzia den Mississippi entlang. Das ist bei den Unmassen von Seitenarmen, Tümpeln und Nebenflüssen völlig zwecklos. Außerdem haben wir es schon gemacht, und es hat nicht den geringsten Erfolg gebracht.—Prost!“

Damit war die Unterredung mit dem FBI-Chef von Memphis beendet. Uns die Adressen der Leute in Cosher, Basqueville und Freebanc zu geben, erklärte Mr. Thamp für überflüssig. Die Neger wären so klein, daß uns jeder Schuljunge sagen könnte, wo sich die Gesuchten aufhielten.

Wir bekamen einen Wagen mit Funksprecheinrichtung aber in sonst neutraler Aufmachung, verluden unsere Koffer und gondelten die Uferstraße entlang zu dem Ort, in dem Anthony Beek sich aufhielt.

Die Straße war völlig in Ordnung, fast so gut wie ein Highway, nur entfernte sie sich, sobald wir Memphis verlassen hatten, ziemlich weit vom Mississippi und verlief in einer Entfernung von mehr als fünfzig Meilen parallel zum Fluß. Das war einfach eine Notwendigkeit, wollten die Straßenbauer nicht mindestens alle fünf Jahre die gesamte Straße neu bauen müssen, weil Hochwasser sie unterspült hatten.

Nach einer Fahrt von rund zweihundert Meilen sahen wir den Wegweiser nach Cosher und bogen vom Highway ab. Von diesem Augenblick an wurde die Straße rasch schlechter, und als wir in Cosher einfuhren, rollten wir praktisch auf einem flüchtig geteerten Schotterpfad dahin.

Mehr als fünftausend Seelen waren diesem Ort nicht zuzubilligen, von denen außerdem der größere Teil entlang des Flußufers auf Hausbooten wohnen mochte.

Thamps Rezept, einfach den ersten Mann nach Anthony Beek zu fragen, klappte prompt. Wir erkundigten uns bei einem Mann, der einen Traktor in Richtung der Weizenfelder im Osten lenkte. „Er wird wohl bei seinem Boot im Hafen sein,“ überbrüllte der Graubart den Lärm seiner Maschine. „Und wenn er da nicht zu finden ist, dann suchen Sie am besten in *Bewers River-Inn*. Dann ist er nämlich dort.“ Er schaltete und hoppelte weiter, und wir tasteten uns vorsichtig durch Hühner. Kinder und Hunde, die gemeinsam über die staubigen Straßen gackerten.

Hafen? Haha! Es handelte sich um eine kleine Bucht, in der das Mississippi-Wasser stand und stank. Ein halbes Dutzend Kähne schaukelten einträchtig nebeneinander, Fahrzeuge jeden Genres, nur keine modernen Ausgaben. Bis auf das Polizeiboot natürlich. Das war schnittig und sah vielversprechend aus. Ein Mann in den Hosen der Flußpolizei, aber ohne Jacke, putzte müde am Messing des Steuerrades herum.

„Wir suchen Anthony Beek!“ riefen wir. Er winkte mit dem Daumen über die Schulter.

Das Hausboot, das er uns bezeichnete, war ein schwerer, plumper Kahn, vorne mühselig zugespitzt und mit einer Bohllendecke über dem Kiel. Auf den Bohlen stand, praktisch das gesamte Deck einnehmend, eine rechteckige Holzhütte aus geteerten Jungstämmen mit kleinen Fensterschlitzten. Das Ganze war einfach mit

ein paar Stricken am Ufer festgezurr, und ein geländerloser Brettersteg führte zum Eingang, über dem ein verwaschenes Schild den Namen verzeichnete: BEWERS RIVER INN.

Phil und ich turnten hinüber und gelangten sofort in den Schankraum, der sich durch großartige Primitivität auszeichnete. Vier Tische zu je vier Stühlen, im Hintergrund eine Holztheke und dahinter ein Flaschenregal, sonst nichts. Die kleinen Fensterluken gaben so wenig Licht, daß der Raum halbdunkel war. An einem Tisch unter einer Luke sahen wir einen Mann in Uniform der Flußpolizei, und ihm gegenüber einen Zivilisten, der den Hut auf dem Kopf trug. Ein dritter Mann in einer ärmellosen Weste teilte eben neue Karten aus.

Wir gingen auf den Tisch zu.

„Ich nehme an, Sie sind Anthony Beek?“ fragte ich den Jungen mit dem Hut.

Er sah auf. Er hatte ein nettes, lustiges Jungmännergesicht, aber er machte den Eindruck, als wäre er nicht mehr ganz nüchtern.

„Oh, Sie sind die G-men aus New York,“ lachte er und stand mit einem etwas zu heftigen Ruck auf. „Erfreut, Sie zu sehen.—Das ist Sergeant Peters von der Flußpolizei. Und das ist Charlie Bewer, der Inhaber dieses Etablissements und ständige Gewinner unserer Pokerpartien.“

Wir schüttelten die Hände und nannten unsere Namen, zogen uns Stühle herbei und setzten uns.

„Bring zwei Drinks für die New Yorker, Charlie!“ befahl Beek dem Wirt.

„Was halten Sie von Kaffee, Anthony?“ fragte ich lächelnd. „Ich denke, wir sollten uns ein wenig dienstlich unterhalten.“

Er nickte. „Okay, Charlie, bring Kaffee! Und dann hau ab! Wir haben dienstlich zu sprechen.“ Seine Handbewegungen waren ein wenig fahrig, aber als der Wirt in ein kleines Loch hinter der Theke geschlurft war, wo sich offenbar eine Art Küche befand, schüttelte Beek den Kopf und sagte mit einem kleinen, verlegenen Lächeln:

„Sie haben völlig recht. Für die frühe Stunde habe ich etwas zu viel getrunken, aber ich verspreche Ihnen, ich werde mich zusammenreißen.“

„Fein,“ antwortete ich. „Wie steht’s hier, Anthony?“

Er gebrauchte ein reichlich kräftiges Wort. „Was glauben Sie, warum ich hier sitze, trinke und mein Gehalt beim Pokern verliere? Als der Chef mich herschickte, legte ich mich groß ins Zeug. Ich pendelte zwischen Cosher und Basqueville hin und her, traf mich mit Quick aus Freebanc und dem Sheriff Legram, und wir organisierten die Sache. Ich machte mich auf die Socken und besuchte die Leute am Fluß, die vom Piraten und seiner Bande ausgenommen worden waren.—Es war, als renne ich gegen eine Mauer. Entweder hatten sie wirklich nichts gesehen unter diesen lächerlichen Cu-Clux-Clan-Kapuzen, oder sie sagten aus Angst nichts, oder sie glaubten gar an diesen Unsinn von der Befreiung des Südens. Ich kniete ihnen auf der Seele, um eine Beschreibung der Schuhspitzen zu bekommen, die doch unter den Kaftanen hervorgeguckt haben müssen, oder die Art der Waffen, die sie in der Hand hielten.—Nichts! Niemand wollte etwas gesehen haben. Alle Informationen erhielt ich praktisch nur von ortsfremden Besatzungsmitgliedern der Schiffe, die der Mississippi-Pirat angehalten hat. Nachdem ich mir zwei Monate den Schädel eingerannt hatte, wurde ich moralisch weich und gab es auf, diesen dick-

schädlichen Flußbewohnern zu ihrer Nachtruhe zu verhelfen. Seitdem beschränken wir uns auf die Überwachung des Flußverkehrs.“

„Wie geht das vor sich?“

Beek schien sich nüchtern geärgert zu haben. Er lachte kurz auf. „Fragen Sie Sergeant Peters. Jeden Abend bei Einbruch der Dunkelheit machen wir uns auf die Strümpfe und gondeln bis Basqueville herunter. Quick kommt von Freebanc bis Basqueville hoch, und Legram und seine Leute patrouillieren ein Stück flußauf- und ein Stück flußabwärts, so daß wir vor Basqueville eine dreifache Patrouille fahren. Dabei hoffen wir, daß *er* uns vor die Flinte kommt.“

„Schon etwas von ihm gesehen?“ Wieder das kurze Lachen.

„Vor sechs Wochen tuckerten wir gegen Mitternacht an einen Dampfer heran, der gestoppt lag. Als wir auf fünfhundert Yards heran waren, löste sich von seiner Flanke ein schlankes Motorboot, drehte mit schäumender Heckwelle und raste stromabwärts. Sergeant Peters schnappte es sofort mit dem Scheinwerfer, Dan Wyne, der andere Mann, drückte den Gashebel hinein, und ich griff mir die Kugelspritze und jagte einen Rahmen nach dem anderen hinterher. Obwohl wir auf volle Touren liefen, ließen sie uns einfach stehen. Der schwarze Schatten im Scheinwerfer wurde schwächer und schwächer. Dann sahen wir nichts mehr von ihm. Wir kreuzten die ganze Nacht, oft mit ausgeschaltetem Motor, um die Geräusche zu kontrollieren, aber wir hörten nichts. Wahrscheinlich war er längst in seinen Unterschlupf gesteuert.“

„Wurden Sie beschossen?“

„Dazu waren der Mississippi-Pirat und seine Leute viel zu hochmütig. Sie gaben Vollgas, und das genügte völlig, um uns restlos zu blamieren.“

Ich rieb mir das Kinn. „Er hat also ein ungewöhnlich schnelles Boot. Besteht keine Möglichkeit, herauszubekommen, wer hier entlang des Flusses ein solches Boot besitzt?“

Sergeant Peters meldete sich mit seiner korrekten Beamtenstimme: „Wir haben uns in dieser Richtung bemüht, Sir. Im allgemeinen werden auf dem Fluß keine Boote zugelassen, die schneller als die Polizeifahrzeuge sind. Wahrscheinlich handelt es sich um ein Boot, das nicht gemeldet und das vermutlich erst lange nach dem Kauf durch Umbau auf die Geschwindigkeit getrimmt wurde, die es vorlegen kann.“

„Ich kann nicht verstehen, daß ein Versteck nicht herauszubekommen sein soll,“ sagte Phil. „Der Mississippi ist doch schließlich kein Ozean.“

„Wenn Sie sich darüber unterrichten wollen, so fahren wir am besten zu Franc Legram,“ antwortete Beek. „Er wird Sie schnell eines Besseren belehren.“

Phil und ich verständigten uns mit einem Blick.

„Warum nicht? Wir müssen die Akteure dieses Theaterspieler kennenlernen.— Wie kommen wir hin?“

„Fahren wir mit dem Boot hinunter,“ schlug Beek vor. „Wenn Sie nichts dagegen haben, kann Wyne unterdessen Ihren Wagen nach Basqueville kutschieren.“

„Einverstanden.“ Wir rückten unsere Stühle zurück. In diesem Augenblick kam Charlie Bewer aus der Küche und balancierte seine Kaffeetassen.

„Hast du die Bohnen aus Brasilien kommen lassen?“ fragte Beek. „Trink's selber. Wir fahren nach Basqueville.“

An Bord des Polizeibootes, das schlicht X-3 hieß, wurde dem Sergeanten Wyne bedeutet, daß er jetzt seine Jacke anziehen und einen Wagen nach Basqueville fahren müsse. Sergeant Wyne war über diese Abwechslung hoch erfreut.

Die X-3 war ein schmales Schiff mit einer winzigen Kajüte, in der sich zur Not drei Mann auf halten konnten, wenn zwei davon auf den Pritschen lagen. Links neben dem Kajüteneingang befand sich die Steuersäule mit Rad und Armaturenbrett. Dann kam ein freier Raum von vielleicht Mannslänge und zwei Klappsitze am Heck vor der niedrigen Holztür zum Maschinenverschlag.

„Wir bringen es auf fünfunddreißig Meilen,“ erklärte Beek nicht ohne Stolz, „aber für den Mississippi-Piraten ist das einfach zu wenig.“

Er warf selbst die Leinen los, während Sergeant Peters die Maschine startete. Phil und ich nahmen die beiden Klappsitze ein. Anthony hockte sich zu unseren Füßen mit dem Rücken gegen die Bordwand. Die X-3 drehte den Bug zur See, gewann rasch die Flußmitte und richtete die Nase dann stromabwärts.

Unser Kollege aus Memphis erklärte:

„Von hier bis Basqueville sind es runde hundert Meilen, drei Stunden für ein Boot flußabwärts, vier, wenn es aufwärts geht. Von Basqueville bis Freebanc ungefähr noch einmal dasselbe. Sehen Sie sich die Ufer an. Von Cosher bis Freebanc haben Sie am rechten Ufer kaum etwas anderes als Sümpfe, Waldbestände, Unterholz, Buchten, tote Arme, Nebenflüsse. Auf der ganzen Strecke gibt es rechtsseitig keine Stadt, nicht einmal ein Dorf, sondern nur kleine Ansammlungen von Hausbooten, deren Bewohner sich hauptsächlich von Fischfang ernähren. Manche suchen auch Perlen in den Mississippi-Muscheln, und es soll sogar vorgekommen sein, daß welche gefunden wurden.—Auf dem linken Ufer liegen die drei Städte, die ich Ihnen nannte, jede ungefähr fünftausend Bewohner stark. Dazu kommen noch ungefähr auf der gesamten Strecke fünfzehntausend Menschen in den Hausbooten, insgesamt also rund dreißig- bis vierzigtausend Leute, unter denen Sie den Piraten herausfischen sollen. Die Anwohnerzahlen wechseln ständig. Wenn es den Bootsleuten nicht mehr gefällt, werfen sie ihren Hauskahn los und lassen sich entweder flußabwärts treiben oder rufen einen Schleppzug an, der sie gegen geringes Entgelt hochzieht. Sehen Sie, dort drüben.“

Steuerbord kam uns ein Schleppzug von vier mit Holz beladenen Kähnen entgegen. Hinter dem letzten Kahn schwammen, Bord an Bord vertäut, drei Hausboote. Eine Frau hing Wäsche auf. Drei Kinder spielten auf dem flachen Dach eines Hauses.

„Schleppzüge hat unser Freund noch nie angegriffen,“ erklärte Beek weiter. „Allerdings befahren die wenigsten Schleppzüge den Mississippi bei Nacht. Nur die Kähne mit Eigenmotor fahren auch nachts.“

„Wie häufig sind die Überfälle?“

„Unterschiedlich. Sheriff Legram führt eine Statistik. In mond hellen Nächten greift er selten an. Manchmal hält er eine Woche lang Ruhe. Manchmal knöpft er sich in einer Nacht fünf Kähne hintereinander vor.“

Wir wußten aus den Berichten, wie sich die Überfälle abspielten. Ein Licht, blitzte auf, ein schwarzer Schatten kam längsseits. Die Frachtkähne liegen so tief im Wasser, daß das Entern keine Mühe macht. Drei, vier verummte Gestalten sprangen an Bord, richteten Pistolenläufe auf die aus höchstens einem halben Dutzend Männern bestehende Besatzung. „Wieviel Geld haben Sie bei sich? Bitte,

die Hälfte für die Befreiung der Südstaaten vom schwarzen Joch.“ Sie nahmen nie mehr als die Hälfte, und das war ein schlauer Trick, denn sie umgaben sich dadurch mit dem Schimmer edler Räuberromantik, und die Bevölkerung, soweit sie nicht selbst ernsthaft von ihnen geschröpft wurde, begann, die Burschen zu verherrlichen.

„Sie fangen schon an, Lieder auf sie zu machen,“ sagte uns Beek.

Unser Gespräch versiegte. Wir verloren uns ein wenig an den eigentümlichen und nicht zu beschreibenden, etwas schwermütigen Zauber der Mississippi-Landschaft.

Am frühen Nachmittag steuerten wir Basqueville an. Es unterschied sich durch nichts von Cosher. Die Kirche und ein paar wichtige Gebäude standen auf einem, offenbar künstlich aufgeschütteten Hügel, und der rechte Teil des Städtchens war durch einen, leider nur halbfertigen, Deich gegen etwaige Überschwemmungen geschützt. Der Hafen war auch hier nicht mehr als eine Bucht.

Während der Sergeant beim Boot blieb, führte uns Beek zu einem Holzhaus mit Steinsockel, auf dessen First die amerikanische Flagge wehte. Das kleine Gebäude enthielt die gesamte Stadtverwaltung von Basqueville. Beek klopfte in dem halbdunklen Flur an eine Tür mit der Aufschrift SHERIFF, öffnete und ließ uns vorgehen.

Wir machten die Bekanntschaft von Franc Legram, einem großen, kräftigen Mann um die Vierzig. Er trug Stiefel, ein helles Hemd, auf dem der Sheriffstern schimmerte, und zeigte ein kräftiges Gebiß unter dem kleinen Schnurrbart, als er uns lächelnd begrüßte.

„Wir freuen uns über die Verstärkung,“ sagte er mit einem Hauch von Spott in der Stimme, als wir Platz genommen hatten. „Wenn es Ihnen recht ist, rufe ich Mr. Quick in Freebanc an und bitte ihn, herzukommen, damit wir unsere Streitkräfte zusammen haben.“

Es war uns recht, und Legram ließ sich eine Verbindung mit der Poststelle von Freebanc geben und bat den Beamten, Mr. Quick auszurichten, daß die New Yorker G-men eingetroffen seien und er nach Basqueville kommen möchte.

Ich sah mir diesen Sheriff genauer an. Er war der typische Kleinstadt-Sheriff, einer von diesen Typen, die für ihr Leben gern etwas organisieren und den Chef von irgendwem spielen.

Er schien sich als Führer der Aktion gegen den Mississippi-Piraten zu betrachten, und es hatte nicht den Anschein, als wollte er uns die Führung der Angelegenheit überlassen.

„Wie lange sind Sie schon Sheriff von Basqueville?“ fragte ich.

„Fast vier Jahre. Mein Amtszeit läuft im nächsten Jahr ab,“ antwortete er lächelnd. „Ich möchte gern wiedergewählt werden, und, Sie verstehen, darum möchte ich den Herrn Mississippi-Pirat gern vorher dingfest machen.“ Für meine Leser im Ausland muß ich erwähnen, daß in den kleineren Städten einzelner Staaten der Sheriff durch einen Bürgerausschuß aus einer Gruppe unbescholtener Bürger mit entsprechender Vorbildung gewählt wird.

„Stammen Sie aus Basqueville?“

„Ich bin hier geboren und lebte bis zu meinem zwanzigsten Jahr hier, bevor ich auszog, um mir den Wind ein wenig um die Nase wehen zu lassen. Vor sechs Jahren kam ich zurück und bewarb mich zwei Jahre später um den Sheriff-Posten.“

Ich lachte. „Glauben Sie nicht, es wäre ein Verhör, Mr. Legram. Ich wollte nur wissen, mit wem ich es zu tun habe.“

Er blickte etwas dumm aus der Wäsche. Die Möglichkeit, daß ich überhaupt auf die Idee kommen könnte, ihn zu verhören, schien ihn ausgesprochen zu überraschen.

„Was können wir Ihrer Meinung nach gegen die Bande tun, Sheriff?“ fragte ich, um ihn zu versöhnen.

„Wenn das Hauptquartier uns ein wirklich schnelles Boot geschickt hätte, wäre das Ganze kein Problem,“ antwortete er. Er war zu höflich, um hinzuzusetzen: „...anstelle von zwei lausigen G-men.“

Phil nahm das Wort. „Glauben Sie nicht, daß wir hier die Besserwisser spielen wollen, Sheriff, aber der Flußpirat muß doch zwischen Cosher und Freebanc, also auf einer Strecke von rund zweihundert Meilen, sein Versteck haben. Es ist doch nicht anzunehmen, daß er für jede Tour von New Orleans herauf-, oder von Memphis herunterkommt.“

Legram stand auf. „Das ist wohl wahrscheinlich, obwohl es nicht ausgeschlossen ist.“

Er trat an die Rückwand des Raumes und zeigte auf eine große, handgezeichnete Karte.

„Ich kenne den Mississippi hier wie meine Westentasche. Natürlich bin ich kein Geologe und Topograph, aber ich habe jede Bucht und jeden Arm eingezeichnet, die ich kenne. Wir haben diese Versteckmöglichkeiten Stück für Stück, teils mit Ihren Kollegen Beek und Quick, teils mit den Freiwilligen unserer Bürger untersucht. Wenn man den Fluß gut kennt, so fällt einem die Anwesenheit—ich meine, die zeitweilige Anwesenheit—eines Schiffes in einem solchen Versteck auf. Ein Ölfleck, das Einwickelpapier von einem Kaugummi, eine über Bord geworfene leere Zigarettenschachtel genügen. Wir fanden nichts dergleichen. Sie sehen die Kreuze in den Einzeichnungen. Jedes Kreuz bedeutet eine ergebnislos durchsuchte Versteckmöglichkeit.“

Innerlich lächelte ich ein wenig über diesen Kleinstadt-Sheriff, der sich das Adlauge eines Sherlock Holmes zutraute.

Phil sagte: „Wenn ich der Flußpirat wäre, würde ich meinen Kahn mitten zwischen den Booten am Ufer der Stadt verstecken. Die großen Gangster in New York wohnen auch mit Vorliebe neben einem Polizeirevier.“

„In New York mag das richtig sein,“ antwortete Legram mit einem überlegenen Lächeln. „Hier kennt jeder jeden, und ein fremdes Gesicht fällt sofort auf.“

„Wer behauptet, daß der Mississippi-Pirat ein Ortsfremder ist?“ sagte ich langsam. „Im Gegenteil beweist doch seine genaue Kenntnis des Flusses, daß er ein Einheimischer sein muß.“

Der Sheriff kam zu seinem Tisch zurück.

„Selbstverständlich haben wir uns das auch gesagt, aber ich kenne niemanden in den drei Städten, der das Zeug zu einem solchen Unternehmen hat.“

Ich zuckte die Achsel. „Man täuscht sich leicht in den Leuten, Sheriff. Kennen Sie außerdem wirklich alle Leute, die auf den Hausbooten entlang der Ufer wohnen, und die doch, wie ich gesehen habe, ihren Standort fast ständig wechseln?“

Jetzt war er beleidigt.

„Sie glauben doch nicht im Ernst, Mr. Cotton, daß sich der Mississippi-Pirat, der immerhin inzwischen über fünfzigtausend Dollar erbeutet haben muß, tagsüber mit Fischfang befaßt?“

„Es wäre nicht die schlechteste Tarnung,“ entgegnete ich, und Beek rief dazwischen: „Warum nicht, wenn auch die Polizei sich mit Fischfang beschäftigt? Ich habe schon prächtige Welse gefangen.“

Mr. Legram zuckte nur die Achsel, um darzutun, daß er die Sache für zu ernst hielt, um Witze zu reißen.

„Wenn es Ihnen recht ist, Sheriff,“ sagte ich, „so möchten wir ganz gern zunächst in Basqueville bleiben. Es liegt richtig in der Mitte. Vorausgesetzt, es gibt hier ein Hotel.“

„Ein Hotel gibt es, aber ich weiß nicht, ob es Ihren New Yorker Ansprüchen genügt.“

Phil lachte. „Sie glauben nicht, wie bescheiden New Yorker sein können, Sheriff.“

Eine halbe Stunde später befanden wir uns auf unseren Zimmern in der ersten und letzten Etage des kleinen Hotels in unmittelbarer Nähe der Kirche. Die Zimmer lagen nebeneinander und besaßen eine Verbindungstür. Phil war mit dem Kofferauspacken schneller fertig und kam herüber. Er setzte sich auf mein Bett und zündete sich eine Zigarette an.

„Was hältst du von der Sache, Jerry?“ fragte er.

„Eigentlich noch nichts. Ich habe nur einen Eindruck, und ich fürchte, dieser erste Eindruck ist nicht sehr positiv. Als Landfremde haben wir es hier noch schwerer als jeder andere, und mit herkömmlichen Methoden dürfte wenig zu holen sein. Wahrscheinlich müssen wir einen großen Zauber starten.“

„Razzia oder so etwas?“

„O nein.“ Ich packte mein Reiseneccessaire aus und bepflasterte den Waschtisch mit Zahnbürsten, Haarwasser und Gesichtslavendel. Dazu dozierte ich:

„Die Fäden in diesem Wasserspielchen zieht bis jetzt der Mississippi-Pirat. Er taucht auf, wo er will und wann er will. Das muß sich ändern. Wir müssen die Fäden in die Hand bekommen und so daran ziehen, daß der Herr Räuber auftaucht, wo wir wollen und wann wir wollen.“

„Bin gespannt, wie du das organisieren willst.“

„Weiß ich selbst noch nicht. Ich setze dir hier nur eine Theorie auseinander. Sie in die Praxis zu übersetzen, dürfte nicht ganz einfach sein.“

Wir gingen in das Restaurant des Hotels hinunter und ließen uns vom Wirt einen verspäteten Lunch servieren. Noch während wir aßen, kamen der Sheriff, Beek und der G-man aus Freebanc, Peter Quick.—Quick sah aus wie ein Bruder von Beek, nur daß er hellblond war und ein wenig länger und noch schlaksiger. Wir luden die drei Piraten-Jäger zu einem Drink ein, gewissermaßen zu einem Eistandstrunk, und wir leerten das erste Glas auf gute Zusammenarbeit.

„Wie stellen Sie sich diese Zusammenarbeit vor?“ erkundigte sich Sheriff Legram.

„Überhaupt noch nicht, Sheriff. Wenigstens heute nacht möchten mein Freund und ich noch nichts anderes tun, als Ihre Patrouillenfahrten mitzumachen.“

„Auf welchen Schiffen?“

„Wenn es Ihnen recht ist, fahre ich vielleicht mit Ihnen, und mein Freund mit Mister Beek oder Mister Quick.“

Wir einigten uns rasch. Phil schloß sich Anthony Beek an, der gewissermaßen ältere Rechte reklamierte. Der Sheriff bat mich, pünktlich um 8 Uhr an der Anlegestelle zu sein. Er entschuldigte sich. Es wären noch einige Dienstgeschäfte zu erledigen.

Sobald er aus der Tür war, zog Anthony Beek ein Päckchen Karten aus der Tasche.

„Ich schlage eine ehrliche Pokerpartie vor,“ sagte er.

Ich lachte. „Bedaure, Anthony. Ich für meinen Teil lege mich bis 8 Uhr ins Bett.“

Er war enttäuscht. „Sie können doch während der Patrouille im Boot schlafen. Glauben Sie nur nicht, daß irgend etwas passiert!“

„Ein G-man muß immer topfit sein,“ erklärte ich mit Pathos. „Ich gehe schlafen.“

Auch von Phil erhielt er einen Korb, und da Poker zu zweien wenig Spaß macht, beschlossen unsere Kollegen, es uns nachzutun. Sie beschlagnahmten zwei Bänke in dem Restaurant. Der Wirt hatte nichts dagegen. Vor der Stunde des Abend-schoppens rechnete er ohnedies nicht mit Gästen.

Punkt acht Uhr waren wir alle vier im „Hafen“. Phil kletterte an Bord der X-3. Zehn Minuten später waren das Boot und Quicks Z-2 in der beginnenden Dämmerung über dem Fluß verschwunden. Franc Legram stellte mir die für den heutigen Patrouillendienst eingeteilte freiwillige Mannschaft vor, fünf Leute, ohne ihn, der die Gruppe führte. Es waren ganz nette Burschen, aber eigentlich nicht von der Sorte, die zur Verbrecherjagd geboren ist. Zwei respektable Herren um die Mitte der Vierzig mit beachtlichen Bäuchen unter den Westen stellten sich als Gebrüder Smith vor. Der eine war der Eisenwarenhändler von Basqueville, während der andere das Städtchen mit Tabak, Zigarren und Zigaretten versorgte. In Gegenwart eines G-man aus New York glaubten sie, ihrer mannhaften Entschlossenheit, es mit jedem aufzunehmen, dadurch Ausdruck geben zu müssen, daß sie ihre runden Gesichter in ernste Falten legten. Bewaffnet waren sie mit Jagdgewehren. Tabak-Smith trug außerdem einen Trommelrevolver, der noch aus dem Bürgerkrieg zu stammen schien.

Der dritte Mann war der Amtsgehilfe des Bürgermeisters, der vierte ein Vorarbeiter des Sägewerkes, und nur der fünfte zeigte ein Gesicht, das eines zweiten Blickes würdig war. Er hieß Slim Cunningham, mochte an die 60 Jahre alt sein, und sein Gesicht war so verwittert wie die Rinde eines alten Baumes. Als einziger besaß er seine Kugelbüchse, die noch etwas zu taugen schien. Er knurrte, er wäre Fischer von Beruf, aber ich dachte mir gleich, daß er sein Gewehr wahrscheinlich benutzte, um auf Alligatoren zu wildern.

Nach der Vorstellung kletterten wir in den Kahn. Es war ein großes Holzboot ohne Deck, das ungefähr zwanzig Leuten Platz bot. Im Heck tuckerte ein Benzin-Hilfsmotor, der für die Größe des Kahns viel zu schwach war. Im Bug hatte man auf einen Ständer einen Autoscheinwerfer montiert, der von zwei Batterien gespeist wurde.

Es war gut, daß es allmählich zu dunkel wurde, um die Gesichter zu erkennen. Ich konnte mir ein Grinsen nicht mehr versagen. Als Kinder haben wir oft *Räuber*

und Gendarm gespielt, und es kam mir vor, als nähme ich auch jetzt an einem solchen Spiel teil, nur daß es von erwachsenen Männern ernsthaft, aber doch höchst lächerlich zelebriert wurde.

Der Sheriff hatte seine Mannschaft genau eingeteilt. Eisenwaren-Smith übernahm die Maschine, sein Bruder das Steuer, Legram das allgemeine Kommando, und der Amtsgehilfe durfte den Scheinwerfer bedienen. Der Arbeiter, der Fischer und ich waren die einzigen Beschäftigungslosen. Cummingham und der Sägewerker setzten sich in den Bug, während ich mir anstandshalber meinen Platz neben dem Sheriff im Heck suchte.

Mit knatterndem Motor glitt der Kahn in die Flußmitte hinaus, drehte die Nase in die Strömung und glitt dann ohne Motorkraft flußabwärts.

Es wurde dunkel über dem Mississippi. Von weit entfernten Ufern blitzten hin und wieder die Lichter der Hausboote. Der Schiffsverkehr hatte erheblich nachgelassen, aber hin und wieder glitten die Lastkähne mit Eigenantrieb an uns vorbei. Einmal erschallten von weither Rufe. Fetzen verwehter Akkordeonmusik erreichten mein Ohr, dazwischen immer wieder das Quarren Tausender von Fröschen, das Rattern von Sägewerken, die wir passierten.

Das Leben auf und am Mississippi schien sich ähnlich zu verhalten wie das auf einer großen Straße. Je weiter die Nacht vorschritt, desto ruhiger wurde es, desto seltener die Lichter und Laute.

An einem bestimmten Punkt wendete der Kahn. Der Motor wurde angeworfen, und nun tuckerten wir am rechten Flußufer entlang aufwärts. Die Maschinen machten einen häßlichen Krach, und außerdem stanken sie. Ich war froh, als Legram an einer Stelle flußaufwärts von Basqueville erneut Wendebefehl gab, und wir wieder, von der Strömung getragen, lautlos dahinglitten.

Ich glaube, ich war ein wenig eingeschlafen, denn ich wurde davon munter, daß der Sheriff meinen Arm packte.

„Hören Sie?“ flüsterte er.

„Was?“ fragte ich ziemlich dämlich.

„Das Geräusch eines starken Motors!“

Er hatte recht. Ein Brummen lag in der Luft, der tiefe Ton einer kräftigen Maschine, die sich rasch näherte.

„Beeks oder Quicks Boot?“ fragte ich.

Legram schüttelte den Kopf. „Bis hierher kreuzen sie nicht. Wir liegen genau vor Basqueville.“

Er flüsterte mit Eisenwaren-Smith an der Maschine und ging dann im leise schwankenden Boot nach vorn und nahm Tabak-Smith das Steuer aus der Hand.

Das Brummen kam immer näher. Ich verstehe ein wenig von Motoren. Die Maschine, die dort brummte, produzierte gut und gern ihre 150 PS. Es hörte sich an wie das Summen einer angreifenden Hornisse.

Sicher war das eine sehr spannende Sache, so auf dem dunklen Fluß auf der Lauer zu liegen, die Büchse in der Faust und auf einen gefährlichen Gegner zu warten, aber—verzeihen Sie mir—trotz der nicht unbeachtlichen Facts, die ich kannte, konnte ich diesen „Mississippi-Piraten“ nicht ganz ernst nehmen.

Das lag weniger an ihm als an den Maßnahmen, die zu seiner Bekämpfung ergriffen worden waren, und ich schloß aus diesen ein wenig lustigen, Maßnahmen natürlich auf die Qualität des Gangsters.

Jetzt wurde das Summen so laut, daß ich mich unwillkürlich bemühte, die Umrisse des Bootes zu sehen. Es mußte steuerbord an uns vorbeigleiten, und da wir nicht weit vom Ufer ab waren, mußte die Entfernung von Boot zu Boot sehr gering sein.

In diesem Augenblick rief Legram: „Maschine anwerfen!“ Der Amtsgehilfe bediente den Scheinwerferkontakt gleichzeitig und drehte ihn nach steuerbord.

Da—der Lichtstrahl riß die Umrisse eines Bootes aus der Nacht, ein tiefliegender, schwarz gestrichener Kahn mit schäumender Bugwelle, ungefähr vom Format der Polizeiboote. Für einen Sekundenbruchteil sah ich deutlich eine hohe Gestalt in einer abenteuerlichen weißen Kapuze mittschiffs.

Auf die Piratenjäger an Bord hatte das Auftauchen des Feindes eine durchaus unterschiedliche Wirkung. Die Smiths, der Amtsgehilfe, der Vorarbeiter schrien durcheinander „Da! Da! Da!“ Legram wirbelte das Steuer herum, und da die Maschine eben ansprang, bekam er unseren Kahn in eine etwas weite Kurve, die aber dem schwarzen Schiff den Weg nicht mehr abschneiden konnte. Einzig Cunningham, der Fischer, tat das nächstliegende. Er zog seine Kugelbüchse an die Schulter und nahm den Piraten unter ein bedächtiges Feuer.

„Feuert!“ schrie der Sheriff die anderen an, denn noch hielt der Autoscheinwerfer das fremde Schiff in seinem Lichtkegel. Bevor jedoch die Mannschaft der Aufforderung ihres Führers nachkam, legte sich der schwarze Kahn in eine sanfte und mühelose Kurve, und elegant drehte sich seine Schnauze auf uns zu. Tabak-Smith begriff es zuerst:

„Er greift uns an!“ schrie er entsetzt. Ich hörte etwas poltern, und ich glaube, es war sein Gewehr, das er fallen ließ. Drüben blitzte es auf. Ich erkannte das flackernde Zucken des Mündungsfeuers einer Maschinenpistole und nahm unwillkürlich den Kopf weg. Zwei Herzschläge später hackte das Bellen über das Wasser, aber ich hörte kein Klacken einschlagender Kugeln.

„Licht aus!“ schrie ich, aber der Amtsgehilfe vorn schien vor Entsetzen gelähmt zu sein. Ich hielt die Null-acht schon in der Hand. Beim zweiten Schuß zerknallte der Scheinwerfer. Ich sprang mittschiffs. Der Sheriff hielt das Steuer krampfhaft, aber ich glaube nicht, daß er wußte, wohin er steuerte. Ich stieß ihn nicht allzu sanft zur Seite. Ich kurbelte ein wenig. Halb nach dem Geräusch, halb nach dem Gefühl steuerte ich die Stelle an, wo das Piratenschiff und unser Kahn sich kreuzen mußten. Mir kam es durchaus darauf an, einen Zusammenstoß zu provozieren. Sicherlich war ihr Boot besser gebaut als unseres, aber unbeschädigt würde es den Knall auch nicht überstehen. Hoffentlich können die beiden Smiths schwimmen, dachte ich noch.

Drüben spielten sie noch einmal auf der Maschinenpistole.

Ich korrigierte meine Richtung nach dem Mündungsfeuer. Wenn es gut ging, packte ich sie.

Vorne im Bug schoß Cunningham in aller Ruhe weiter, immer Schuß um Schuß, und jetzt war ich nahe genug, um den schwarzen Schattenriß des Piratenbootes tatsächlich trotz der Dunkelheit zu erkennen. Wir waren so nah, daß ich einen erschreckten Ruf zu hören glaubte, als sie erkennen mußten, daß ich sie rammen wollte. Ich sah den Schimmer schäumenden Wassers. Sie hatten das Steuer in letzter Sekunde herumgerissen, so daß ihre Nase jetzt, genau wie die unseres Bootes, zur Strommitte zeigte. Sie verloren Zeit durch dieses Manöver,

und ich kam ihrem Heck für zwei Sekunden ganz nah. Durch den Lärm der beiden Maschinen glaubte ich etwas wie einen menschlichen Schrei zu hören. Dann entfernte sich das Geräusch ihrer Maschine schnell.

„Sheriff!“ rief ich. „Wo sind Sie? Nehmen Sie das verdammte Steuer! Wir können sie noch Quick in die Arme treiben. Haben Sie kein Alarmsignal mit ihm vereinbart? Irgend etwas wie eine Rakete oder so?“

Legram richtete sich vom Boden hoch und kam an meine Seite.

„Das haben wir nicht,“ sagte er etwas kleinlaut.

Vom Bug her stelzte Cummingham zur Mitte.

„Ich glaubte, ich erwischte einen,“ brummte er. „Haben Sie gehört, wie er schrie?“

Ich klopfte ihm auf die Schulter und fragte laut nach einer Taschenlampe. Tabak-Smith tauchte aus irgendeiner Deckung auf und gab mir ein bescheidenes Ding. Ich stellte mich an den Bug und begann zu morsen.

Eine halbe Stunde später erhielt ich Antwort durch den Scheinwerfer von Quicks Boot. Wir arbeiteten uns auf Sprechweite aneinander heran.

Schade, Quick hatte nichts gesehen und gehört.

„Wir können heimfahren,“ bemerkte Tabak-Smith etwas kläglich. „Heute nacht taucht er nicht noch einmal auf.“

Ich lachte nur. Quick erhielt die Anweisung, Beek auf dem schnellsten Wege zu unterrichten. Dann sollten möglichst alle Schiffe, die zwischen Cosher und Freebanc unterwegs waren, angehalten und Erkundigungen eingezogen werden, ob sie heute nacht beraubt worden waren.

Ich glaube, das war die ungemütlichste Nacht, die Legrams tapfere Piratenjäger je mitgemacht hatten. Wir stoppten Schiff nach Schiff. Die Kapitäne fluchten und schimpften, aber keiner von ihnen wollte in dieser Nacht auch nur einen Schwanz des Mississippi-Piraten gesehen haben, und ich hatte keinen Grund, ihre Angaben zu bezweifeln.

Erst um acht Uhr morgens, zwölf Stunden nach unserer Ausfahrt, liefen wir Basqueville wieder an. Die X-3 lag schon am Steg, und Quicks Z-2 steuerte wenige Minuten nach uns in die Bucht.

„Hallo,“ begrüßte mich Phil, „ich hörte, du hattest schon Kontakt?! Klappt ja, wie auf Bestellung.“ Sie warteten auf die Abhaltung einer Lagebesprechung. Die Smiths, der Vorarbeiter und der Amtsgehilfe standen übernächtigt herum und wagten nicht, nach Hause zu gehen. Ich erlöste sie. „Ich denke, Gentlemen, wir gehen erst einmal schlafen. Vielleicht treffen wir uns am Nachmittag im Büro des Sheriffs. Einverstanden?“

Sehr bereitwillig nickten sie.

„Einen Augenblick, Mr. Cummingham,“ hielt ich den Fischer zurück. „Wenn Sie sich nicht zu müde fühlen, lade ich Sie zu einem Frühstück ein.“ Er nahm wortlos an. Den Fischer in der Mitte schlugen Phil und ich die Richtung zum Hotel ein, während die anderen etwas überrascht und sicherlich auch ein wenig beleidigt zurückblieben.

„Das ist Slim Cummingham,“ erklärte ich Phil. „Der einzige Mann von Legrams Piratenjägern, der auch schießt, wenn er das Wild sieht.“

Cummingham verfälschte seinen schmalen Mund zu einem dünnen Grinsen.

Während der Wirt uns das Frühstück auftrug, fragten wir den Fischer nach seinen Lebensumständen aus. Er bewohnte allein ein Hausboot oberhalb Basqueville, und er war dem Aufruf des Sheriffs gefolgt, weil es für jede Fahrt einen Dollar Spesen aus der Amtskasse gab. Im Grunde war er arm wie eine Kirchenmaus, aber das störte ihn nicht, solange er einen Fisch für seine Bratpfanne aus dem Fluß zu ziehen vermochte, und hin und wieder einen Biber wildern konnte, dessen Fell ihm Geld für Tabak und Salz brachte. Er war nichts anderes als ein Landstreicher, der statt der Straße das Wasser zu seinem Lebenselement erkoren hatte, aber er besaß die hellen Augen des geborenen Jägers und den schnellen Verstand eines Mannes, der gewohnt war, wie ein Wild zu leben.

„Was halten Sie vom Mississippi-Piraten, Slim?“ fragte ich, als die erste Tasse Kaffee unter unseren Nasen dampfte.

Er schob sich ein Brötchen hinter die Zähne. „Kluger Junge,“ grinste er. „Wenn ich genügend Anfangskapital hätte, machte ich es ihm nach.“

„Glauben Sie, daß er aus der Gegend stammt, oder daß er von New Orleans herauf kommt?“

Er zuckte ausdrucksvoll die Schultern.

„Sie kennen doch alle Leute hier. Ist jemand darunter, der für diesen Job in Frage kommt?“

„No,“ antwortete er bedächtig, „wenn ich es recht überlege, muß ich Ihre Frage verneinen.“

„Klar,“ bemerkte Phil, „seine Bande zählt sicherlich zehn Köpfe. Wohnten sie hier, so müßte der eine oder andere dem Sheriff bekannt sein. Zu solchen Jobs geben sich im allgemeinen nur Vorbestrafte her.“

„Da sind Sie im Irrtum, Sir,“ sagte Cummingham. „Seine Helfer findet der Mississippi-Pirat leicht unter den jungen Leuten der näheren Gegend. Es sind viele Heißsporne darunter. Ich könnte Ihnen aus dem Handgelenk zwei Dutzend aufzählen. Er braucht Ihnen nur die Geschichte zu erzählen, die allgemein hier über ihn die Runde macht. Sie wissen, jene Story, daß er die Überfälle nur ausführt, um Mittel für den Kampf gegen die Gleichberechtigung der Neger in die Hand zu bekommen.“

„Moment, Slim,“ unterbrach ich. „Sie glauben, daß zumindest ein Teil der Rekruten des Mississippi-Piraten von der guten Absicht des Chefs überzeugt ist, und daß diese Leute unter Umständen aus der näheren Umgebung stammen?“

Er nickte.

„Sie haben doch heute nacht einen angeschossen?“

„Ich nehme es an. Wenigstens hörte ich ihn quietschen.“

„Können Sie feststellen, wer von den Leuten zwischen Cosher und Freebanc eine frische Schußwunde hat? Oder vielleicht überraschend verweist ist?“

„Ich kann's versuchen.“

Ich gab ihm eine Zehn-Dollar-Note. „Spesenvorschuß, Slim.“

Er steckte den Schein mit unbewegtem Gesicht weg.

Wir beendeten das Frühstück. In seiner wortkargen Art erzählte uns Cummingham vom Leben auf dem Fluß. Dann zerkrümelte er eine angebotene Zigarette, drückte den Tabak in den Pfeifenkopf und stelzte auf seinen langen Beinen fort.

„Bemerkenswerte Type,“ bemerkte Phil und sah ihm nach.

„Ich halte es für durchaus möglich, daß er den Mississippi-Piraten kennt und uns nur in seinem Auftrag an der Nase herumführen wird,“ sagte ich.

„Aber das ist immer noch besser, als gar keine Verbindung zu bekommen.“ Phil wurde ernst. „Irgendwie finde ich es merkwürdig, daß du dem Piraten noch in der ersten Nacht begegnetest, während alle drei Boote in drei Monaten nur einmal etwas von ihm sahen. Das riecht wirklich nach bestellt.“

„Muß nicht sein,“ antwortete ich, „aber ich finde noch merkwürdiger, daß wir unter Maschinenpistolenfeuer genommen wurden, während er bei der Begegnung mit Beek kurzerhand abbrauste. Übrigens traf nicht eine der Kugeln, sie gingen haushoch über uns hinweg. Sie müssen miserable Schützen sein, oder—sie wollten nicht treffen.“

„Was wollten sie dann?“

„Wahrscheinlich uns einen Schreck einjagen.“

Phil lachte knapp auf, wurde aber sofort ernst.

„Das würde doch bedeuten, daß er Leute in Basqueville sitzen hat, die ihn genau über unsere Bewegungen unterrichten.“

„Hältst du das für möglich?“

Er schüttelte langsam den Kopf.

Ich winkte den Wirt heran. „Ich brauche ein Gespräch mit New York,“ sagte ich und nannte ihm die Nummer des Hauptquartiers. Während die Anmeldung lief, unterhielten Phil und ich uns weiter.

„Die Fahrten des Sheriffs und seiner Freiwilligen sind so unnützlich, als wenn kleine Jungens in einer Zinkbadewanne hinter dem Piraten herpaddelten. Legram sollte die Leute nicht um ihre Nachtruhe bringen, denn abgesehen davon, daß er mit dem alten Ausflugs Kahn keine Chance hat, versagen die Krämer und Bürogehilfen bei einer tatsächlichen Begegnung mit dem Feind mit absoluter Sicherheit.—Nun, es ist nicht unsere Sache, ihm das klar zu machen, und wenn die ehrenwerten Bürger von Basqueville sich weiterhin einen Schnupfen holen wollen, so mögen sie es tun. Ich jedenfalls fahre auf dem Kahn nicht mehr mit.“

„Und Beek und Quick, unsere Kollegen?“

„Oh, sie sind nette Jungens und sicherlich brauchbare Burschen. Vielleicht fehlt ihnen ein wenig Phantasie. Wenn wir sie benötigen, können wir sicherlich mit ihnen rechnen, aber was immer wir unternehmen werden, wir werden es erst im letzten Augenblick den anderen zur Kenntnis bringen. Wir wissen nichts darüber, wie gut das Nachrichtennetz des Mississippi-Piraten organisiert ist.—Vergiß nicht, es gibt eine Menge Leute hier in der Gegend, die bereit sind, ihn nicht für einen Piraten, sondern für so etwas wie einen nationalen Helden zu halten.“

Das Telefon schrillte. „Die Anmeldung New York!“ rief der Wirt. Ich zog Phil mit in die Kabine.

„Den Chef!“ verlangte ich von der fernen Zentrale des Hauptquartiers. Sekunden später hörte ich Mr. Highs Stimme.

„Hier spricht Cotton,“ sagte ich. „Guten Morgen, Chef. Wir hatten die erste Begegnung mit unserem *schwarzen Mann*.—Hören Sie, Chef, er besitzt ein großartiges Boot, und wenn wir ihn stellen wollen, brauchen wir einen Kahn, der schneller ist als der seine.“

Mr. High lachte. „Sie verlangen viel von mir, Jerry. Schließlich bin ich nur das Haupt des FBI New York, einer Truppe, die nach Art der Stadt, die sie betreut, hauptsächlich auf den Landverkehr eingerichtet ist.“

„Ich habe mal Ferien in Florida gemacht, Chef. Sie arbeiten dort viel mit den *Springern*. Das sind flache Boote, fast ohne Tiefgang, deren Schraube hochschwenkbar ist. Ich weiß, daß es dort Bootsverleihe gibt, denn ich habe mir selbst hin und wieder so ein Ding gepumpt.—Wenn Sie noch genug Geld in der Kasse haben, können Sie vielleicht einen Springer mieten und ihn uns mit dem Schiff nach New Orleans bringen lassen.“

„Werde versuchen, das zu organisieren,“ antwortete Mr. High ohne Zögern, „aber es kann vierzehn Tage dauern.“

„Okay, schicken Sie es bitte zur Verfügung des Chefs des FBI New Orleans. Rufen Sie ihn bitte an und sagen Sie ihm, ich würde in den nächsten Tagen vorbeikommen. Ich brauche seine Unterstützung.“

„In Ordnung, ich informiere ihn. Er heißt Leonhard Cachot.“

„Schönen Dank, Mr. High. Schönen Gruß von Phil. Ende.“

Am Nachmittag kam Sheriff Legram ins Hotel. Vorher waren schon Beek und Quick erschienen... Anthony scheute sich nicht eine Sekunde lang, uns Vorhaltungen zu machen.

„Haben Sie die Absicht, Ihren eigenen Laden zu eröffnen, Cotton?“ fragte er. „Ich denke, wir sollten zusammen- und nicht gegeneinander arbeiten.“

Ich beruhigte ihn und setzte ihm auseinander, daß ich kaum eine Ahnung hätte, wo wir mit der Arbeit anfangen sollten.

Auch Legram packte Vorwürfe auf den Tisch.

„Meine Leute waren etwas überrascht von der Art, in der Sie die Sache anfangen,“ erklärte er in seiner beamtenhaften Art. „Sie sind ja gern bereit, sich in den Dienst der guten Sache zu stellen, aber sie sehen nicht ein, daß dabei leichtfertig ihr Leben riskiert wird. Ihre Bemühungen, das Piratenboot zu rammen, empfanden sie als höchst leichtsinnig. Mr. Smith, der den Tabakladen besitzt, kann nicht schwimmen.“

„Es tut mir leid,“ antwortete ich. „Ich dachte im Augenblick des Jagdfiebers nicht daran.“ Ich sagte das ohne jede Ironie.

„Ich werde es schwer haben, den freiwilligen Patrouillendienst aufrechtzuhalten,“ seufzte der Sheriff. „Die Herren sind auch ungehalten darüber, daß Sie ausgerechnet Slim Cumingham gelobt haben. Gerade er ist der einzige unsichere Kantonist in der Mannschaft, und ich habe ihn nur zum Bewachungsdienst zugelassen, um ihn besser im Auge behalten zu können.“

Die selbstgefällige und selbstherrliche Art dieses Sheriffs ging mir langsam auf die Nerven, und ich wußte, daß ich ihm eines Tages die Meinung geigen würde, daß er grün und blau davon wurde. Vorläufig hatte das keinen Zweck.

„Mein Freund und ich wollen mit den Nachforschungen systematisch anfangen,“ setzte ich auseinander. „Wann fährt ein Schiff nach New Orleans? Wir halten es doch für möglich, daß der Pirat vom Hafen aus, wo er am leichtesten eine Bande Verbrecher zusammenbekommt, die Raubzüge startet.“

„Sie können mit dem Schnelldampfer fahren, der um sieben Uhr fünfzehn in Basqueville anlegt,“ gab Legram korrekt Auskunft.

„Fein,“ dankte ich und wandte mich an Beek. „Wenn Sie Lust haben, können wir bis dahin einige Runden pokern.“

Um halb sieben waren Anthony und Peter Quick um zweiunddreißig beziehungsweise um achtzehn Dollar ärmer. Sie begleiteten uns zum Anlegesteg.

„Nach der nächsten Gehaltszahlung verlange ich Revanche!“ rief Beek uns nach, bevor wir an Bord gingen.

Die Fahrt von Basqueville nach New Orleans dauerte eine ganze Nacht. Wir bekamen eine Doppelkabine und verschliefen die Reise. Am anderen Morgen um elf fanden wir uns im Büro von Leonard Cachot, dem Chef des FBI-Distriktes New Orleans, ein. Cachot war ein älterer Herr um die Fünzig, groß, dick und fast kahlköpfig, aber mit flinken, hellen Äuglein in dem mächtigen Schädel.

„Mr. High hat Sie avisiert,“ begrüßte er uns. „Was kann ich für Sie tun?“

„An Ihre Adresse kommt per Schiff ein Boot aus Florida. Sehen Sie bitte zu, daß es möglichst unauffällig ausgeladen und untergebracht wird. Benachrichtigen Sie uns bitte nach Eintreffen des Kahns mit dem Stichwort: Kollege angekommen. Bitte abholen.“

Er notierte.

„Das wäre das eine. Das nächste wäre eine Auskunft. Ich nehme an, daß Sie Ihre Kunden in New Orleans so gut kennen wie wir die unseren in New York. Haben Sie nicht alte Bekanntschaften, die irgendwie auf Dinge spezialisiert sind, die mit dem Fluß zusammenhängen?“

„Sie kommen mit Ihrer Frage genau richtig, Mr. Cotton,“ antwortete er. „Thamp aus Memphis, dem ja die ganze Piratengeschichte untersteht, hat schon vor zwei Monaten eine ähnliche Anfrage losgelassen. Die Nachforschungen zogen sich hin, da sie auch über die Staatspolizei liefen. Gestern diktierte ich den zusammenfassenden Bericht für Thamp. Wir haben zwei Leute, die in ihre Linie passen. Fosco Brooderick und John Fertigan, alte Kunden. Fosco hat unter anderem eine Strafe wegen Raubes an einem Mississippi-Perlensucher, der ein gutes Stück gefunden hatte, und Fertigan beraubte zweimal Frachtkähne. Das letzte Ding drehten sie gemeinsam. Es war ein langer Streifzug an den Hausbooten entlang, die an einsamen Stellen ankern. Sie beraubten dabei die Ärmsten der Armen, und die Strafe, die die Richter ihnen auf brummt, war mit drei Jahren außerordentlich gering bemessen. Vor fünf Monaten wurden sie aus dem Staatsgefängnis entlassen.“

„Fünf Monate? Das paßt ganz gut mit dem Beginn der Piraterien zusammen.“

Cachot schüttelte den schweren Schädel.

„No, Cotton, als Mississippi-Piraten kommen Fosco und Fertigan nicht in Betracht. Viel Geld haben sie nie besessen, und als sie aus dem Kittchen entlassen wurden, waren sie völlig pleite. Ich wüßte nicht, woher sie die Mittel genommen haben sollten, Boot und Ausrüstung zu kaufen.“

„Wer spricht von Kaufen?“ fragte Phil.

„Nein, Mr. Decker, wenn ein so hochqualifizierter Kahn gestohlen worden wäre, wüßten wir es. Immerhin, soviel spricht für Ihre Vermutung, daß die beiden Gangster sich nicht mehr in New Orleans aufhalten. Wenn unsere Informationen stimmen, dann sind sie flußaufwärts gezogen.“

„Schön,“ sagte ich, „jedenfalls werden wir uns die beiden Männer vormerken. Jetzt kommt unser dritter Wunsch, Mr. Cachot. Wie kann man eine Nachricht

lancieren, daß an einem bestimmten Tage und auf einem bestimmten Schiff eine wertvolle Ladung den Mississippi flußaufwärts gebracht wird? Natürlich muß es sich um ein Geheimnis handeln, das durch Indiskretion durchsickert.“

Cachot rieb sich die Glatze. „Ich verstehe. Sie möchten erreichen, daß der Mississippi-Pirat ein bestimmtes Schiff angreift.“

„Genau!“

„Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann. Es ist nicht ganz einfach. Können Sie heute abend noch einmal wiederkommen?“

Wir verabredeten eine neue Zusammenkunft für sieben Uhr. Bis dahin sahen Phil und ich uns die Stadt an. Kein Amerikaner, der nach New Orleans kommt, versäumt, sie sich anzusehen.

New Orleans ist eine Gründung der Franzosen, und die Stadtverwaltung war geschickt genug, ein ganzes Viertel französisch zu halten. Wenn Sie dort spazieren gehen, können Sie sich glatt einbilden, in Paris zu sein. Sie finden dort alles, vom französischen Bistro bis zur Blumenfrau, die Ihnen mit pariserischem Charme Rosen für Ihre Geliebte verkauft. In Europa fahren die Hochzeitsreisenden nach Venedig, in den Staaten zu den Niagara-Fällen oder nach New Orleans.

Am Abend trafen wir wieder mit Cachot zusammen. Wir fanden in seinem Büro einen Mann in der nachlässigen Uniform der Flußschiffer, den uns der FBI-Chef als Kapitän Alec Petitpierre vorstellte.

„Kapitän Petitpierre übernimmt in drei Tagen Teile einer Ladung eines Ozeandampfers. Er und ich sind gute Freunde, und er ist bereit, unser Spielchen mitzumachen.“

„Fein, und woraus soll die besondere Ladung bestehen?“

„In St. Louis ist am vierten eine Schmuckwarenausstellung. Das ist eine große Sache, verbunden mit einer Auktion, zu der alle bedeutenden Juweliere der Südstaaten kommen. In New Orleans sitzt einer der größten Schmuckhändler unserer Gegend, Spezialist für Mississippi-Perlen. Wir könnten durchsickern lassen, daß er seine Ausstellungsgegenstände mit Kapitän Petitpierres Schiff MARGUERITE verladet.“

„Sehr schön, aber wie sorgen wir dafür, daß die Geschichte auch in der richtigen Form bekannt wird?“

„Oh, das ist einfach,“ bemerkte der Kapitän mit rauher Stimme.

„Ich schließe eine zusätzliche Versicherung ab. Dabei muß ich den versicherten Gegensand angeben. Sie müssen allerdings die Prämie zahlen. Wenn ich außerdem meinen Leuten 'ne kleine Rede halte, daß sie sich gefälligst zusammenehmen sollen, weil wir 'ne besonders wertvolle Ladung haben, und ihnen fünf Dollar extra verspreche, wenn wir gesund in Cairo angekommen sind, dann erzählen sie es schon in den Hafenkneipen herum. Die fünf Dollars pro Mann müßten Sie allerdings auch zahlen.“

Ich schlug ihm lachend auf die Schulter. „Sie sind in Ordnung, Kapitän.—Mr. Cachot tut vielleicht noch ein übriges und sorgt dafür, daß Leute, die wie Beauftragte des Juweliers aussehen, am Abfahrtstag ein paar Kisten mit Ziegelsteinen an Bord bringen?“

„Mache ich,“ bestätigte Cachot und notierte.

Wir vereinbarten noch, daß ich nicht in New Orleans an Bord komme, sondern den Kahn kurz vor Freebanc treffen würde. Dann erkundigten wir uns nach einer

Rückreisemöglichkeit. Cachot ließ uns mit einem Wagen zur Anlegestelle bringen, damit wir das Nachtschiff flußaufwärts noch erreichten.

Wieder verbrachten wir eine Nacht auf dem Mississippi.

„Ich habe das Gefühl, dies wird der Fall, bei dem wir das wenigste feste Land unter die Füße bekommen,“ sagte Phil während des Abendessens.

Am anderen Morgen, beim Anlaufen von Basqueville, sahen wir die Boote von Beek und Quick im Hafengewässer schaukeln.

Ich wunderte mich. Ich dachte, sie wären längst auf ihre Plätze zurückgekehrt. Sergeant Peters stand an Bord der X-3 und grüßte, als er uns sah.

„Sind Sie noch nicht nach Cosher zurückgekehrt, Sergeant?“ fragte ich.

„Wir waren dort, Sir, als uns ein Anruf von Sheriff Legram zurückrief. Es scheint etwas passiert zu sein.“

Ich pfiß durch die Zähne, und wir beeilten uns, in das Büro des Sheriffs zu gelangen.

Beek, Quick und Legram fanden wir dort versammelt.

„Hallo!“ rief ich. „Was ist denn los?“

Legram stand auf. „Guten Morgen, Gentlemen,“ sagte er in seiner feierlichen Art. „Ich fürchte, es hat sich jetzt der erste blutige Fall in der Angelegenheit des Mississippi-Piraten ereignet.“ Er sagte es in einem Ton, aus dem klar hervorging, daß er mich für schuldig daran hielt, daß Blut geflossen war.

„Cunningham ist verschwunden,“ sagte Anthony Beek und beschaute angelegentlich seine Fingernägel.

Es stellte sich heraus, daß Legram gestern abend mit seinem Jeep am Ufer entlang zum Hausboot Cummings gefahren war, um ihn zu fragen, ob er weiter an den Patrouillenfahrten teilnehmen würde. Er fand die schwimmende Hütte verlassen, entdeckte Stoffreste, umgestürzte Möbel, Blutspuren, fuhr zurück und rief sofort Beek und Quick an. Sie kamen noch in der Nacht, untersuchten die Hütte und alarmierten dann die Mordkommission von Memphis, auf deren Eintreffen sie jetzt warteten.

„Kann ich das Boot sehen?“ fragte ich.

Legram erklärte sich dazu bereit, uns in seinem Jeep hinzufahren.

Die Fahrt ging einen schmalen, ungepflasterten Pfad entlang, der mal näher, mal weiter am Flußufer hinführte. Schließlich wurde er so schmal, daß der Jeep keinen Platz mehr fand. Die letzten fünfhundert Yards gingen wir zu Fuß.

„Das ist es,“ erklärte der Sheriff und zeigte auf eines der üblichen Hausboote, das, an zwei Kastanien festgezurrt, träge auf dem Fluß schaukelte. Der Laufsteg lag im Wasser, und wir mußten hinüberspringen. Die Tür stand auf und knarrte vom Winde getrieben in den Angeln.

Die Hütte bestand aus einem einzigen, großen Raum mit Bett, Tisch, Stuhl, Kochherd, einem Schrank, Angel- und Jagdgerät an den Wänden. Das meiste davon befand sich nicht mehr an seinem Platz. Man erkannte deutlich, daß ein Kampf stattgefunden hatte.

„Ich habe den nächsten Nachbarn Cummings schon verhört,“ erklärte Legram. „Er hat kein verdächtiges Geräusch vernommen, allerdings liegt sein Boot fast vierhundert Yards entfernt.—Hier sind weiße Stoffetzen, und hier sind die Blutspuren. Ich habe natürlich nichts berührt.“

Wissen Sie, ich glaube, das war erst der Augenblick, in dem ich anfang, die Sache des Mississippi-Piraten wirklich ernst zu nehmen. An dem Beispiel Cummings hatte er bewiesen, daß er durchaus in der Lage und gewillt war, ernst zu machen. Hier in dieser elenden Bootshütte hörte der Fall für mich auf, ein Räuber- und Gendarm-Spiel zu sein und wurde, wie die anderen, zu einer blutigen und ernsthaften Jagd auf einen skrupellosen Gesetzesbrecher.

Für Cummingham konnten wir nichts mehr tun, und die Aufnahme des Tatbestandes führte die Memphiser Mordkommission besser durch, als wir es vermochten. Wir verließen das Boot des alten Fischers und Jägers, und wir waren nicht in bester Stimmung dabei. „Eines ist Ihnen doch klar, Sheriff,“ sagte ich auf der Rückfahrt, „daß der Pirat oder wenigstens seine Leute Ihnen verdammt nahe auf dem Fell sitzen, sonst hätten sie nicht schon vierundzwanzig Stunden nach der Begegnung auf dem Fluß wissen können, daß Cummingham bereit war, für uns zu arbeiten.“

Er bewegte etwas hilflos die Schultern.

„Aber ich weiß wirklich nicht, Mr. Cotton, wer dafür in Frage kommt. Keiner der Leute von Basqueville würde gemeinsame Sache mit einem Gangster machen.“

„Cummingham dachte anders darüber, Sheriff,“ entgegnete ich ziemlich kurz. „Und Sie täten gut daran, Ihre Meinung zu revidieren. Anstatt mit Ihrem lächerlichen Kahn nachts auf dem Mississippi herumzukutschieren, sollten Sie lieber darauf achten, wer von den Leuten aus Basqueville und Umgebung sich nachts heimlich auf die Socken macht.“

„Sie wünschen, daß die Patrouillenfahrten eingestellt werden?“ fragte er steif.

„Ich wünsche gar nichts, zum Henker,“ wütete ich, „aber wenn Sie Ihre Tätigkeit auf ein anderes Gebiet verlegen, werden Sie vielleicht eher Erfolg haben als auf einer Jagd mit Jägern, die nichts von der Jagd verstehen.“

„Ich werde Ihren Anregungen folgen,“ beschloß er würdevoll die Unterhaltung.

Er brachte uns zum Hotel und verabschiedete sich knapp.

„Schade um Cummingham,“ sagte ich auf unserem Zimmer zu Phil, „aber eines weiß ich mit Sicherheit durch den Angriff auf ihn: Das Nachrichtennetz dieses Mississippi-Piraten ist vorzüglich organisiert, wenn es sich nicht überhaupt so verhält, daß seine Leute einfach um uns herumwimmeln. Vielleicht sind wir ihm selbst schon ein Dutzend Mal begegnet, ohne es zu wissen.“

Phil lachte. „Vielleicht ist es der dicke Tabak-Smith.“

Ich lachte mit. „Der kann es nicht sein, denn er war in unserem Boot, als der Pirat uns beschoß. Auch sein Bruder kommt nicht in Frage, denn der lag neben mir vor Angst auf dem Bauch.“

„Wäre ich Bürger von Basqueville, würde ich Sheriff Legram nicht Wiederwahlen. Ich finde, er ist eine Krampe.“

„By Jove, das ist er. Dieser Fall ist nur auf zwei Wegen zu lösen. Entweder indem man dem Piraten eine gute Falle stellt, wie wir es jetzt versuchen, oder indem man die Leute hier genau unter die Lupe nimmt. Aber das kann nur ein Mann, der hier zu Hause ist. Legram könnte es, aber er hat nicht das Zeug dazu. Na ja, ärgern wir uns nicht über ihn. Wir werden den Herrn schon fassen, auch ohne die Mithilfe des Sheriffs und seiner Garde.“

Eine halbe Stunde später traf die Mordkommission ein, und mit ihr Forester B. Thamp, mit dem wir nach der Tataufnahme eine längere Unterredung führten.

„Es wird Zeit, Jungens, daß wir einen Erfolg aufweisen,“ sagte er zum Schluß, und es klang ein wenig bedrückt. „Lange kann es nicht mehr dauern, bis die Presse hinter den Fall kommt, und dann hören wir täglich Unfreundlichkeiten und höhnische Bemerkungen.“

Thamp hatte recht, aber nichts ließ sich übers Knie brechen. Die drei Tage, bis Kapitän Petitpierre mit der MARGUERITE und der angeblichen Diamantenladung den Fluß heraufkam, mußten abgewartet werden.

Natürlich beschäftigte uns Cummings Schicksal. Daß er tot war, daran war eigentlich kaum zu zweifeln. Wir mußten es Legram überlassen, ihn zu finden. Und wahrscheinlich blieb dem Sheriff auch nichts anderes übrig, als zu warten, bis es dem Mississippi gefiel, den Toten herauszugeben, der jetzt irgendwo im weiten Gebiet des Flusses herumschwimmen mochte.

Wir gingen an diesem Abend früh schlafen. Ich pflege mein Schlafzimmerfenster offen zu lassen, und es mochte gegen Mitternacht sein, daß ich davon wach wurde, daß irgend etwas in mein Zimmer fiel. Ich setzte mich hoch und horchte. Etwas wie ein kleiner Stein fiel auf den Fußboden, ein ähnlicher Gegenstand schien gegen die Mauer neben meinem Fenster zu schlagen, dann kullerte noch einmal etwas über den Fußboden.

Ich stieg lautlos aus dem Bett und schlich auf nackten Füßen zum Fenster, das in den kleinen, nur mit einer Hecke umzäunten Hotelgarten hinausblickte.

Es war zu dunkel, um Einzelheiten zu erkennen, aber ein neuer kleiner Stein traf mich gegen die Schulter.

„Hallo!“ rief ich ganz leise. „Ist dort jemand?“

„Mr. G-man!“ flüsterte es von unten. „Kommen Sie herunter, bitte.“

„Wer ist dort?“ fragte ich scharf, aber leise zurück, doch die Stimme flüsterte nur: „Kommen Sie bitte, Mr. G-man!“

Hallo, ich erkannte die Stimme. Das war Cummingham, Slim Cummingham, der vermutlich tote Mississippi-Fischer und Jäger. Oh nein, es war durchaus nicht so, daß ich mich nun erst einmal freute, daß Mr. Cummingham offenbar doch lebte, denn an flüsternden Besuch aus dem Jenseits glaube ich nicht. Ich dachte vor allen Dingen daran, daß Cummingham hier freiwillig oder unfreiwillig dazu benutzt wurde, mich in den Garten zu locken, aber das war kein Grund, nicht trotzdem hinzugehen, allerdings unter einigen Vorsichtsmaßnahmen.

„Moment!“ rief ich hinunter, wandte mich ins Zimmer zurück und weckte mit leisem Ruf Phil, denn die Verbindungstür zwischen unseren Räumen stand offen.

Er war sofort wach. „Ja?“ fragte er.

„Ich werde im Garten verlangt,“ erklärte ich. „Es scheint Cummingham zu sein. Paß ein wenig auf, wenn es nur ein Trick sein sollte!“

Unterdessen hatte ich mir die Nullacht aus dem Halfter geangelt und stieg auf die Fensterbank. Phil kam, ebenfalls im Schlafanzug herüber und faßte kopfschüttelnd Posten am Fenster.

Wie Sie wissen, wohnten wir allein in dem kleinen Hotel, das nur ein Stockwerk über dem Parterre besaß. Der Sprung aus dem Fenster war daher kein Risiko. Ich ließ mich fallen und landete im weichen Erbsenbeet.

„Hallo!“ rief ich. „Wo sind Sie, Cummingham?“

„Hier!“ flüsterte es zurück. Ein Gebüsch rauschte, und trotz der Dunkelheit sah ich die dürre Gestalt des alten Fischers auf mich zuschwanken. Ich ging ihm entgegen. In meinem hübsch gestreiften Schlafanzug, den ausgelatschten Pantoffeln an den Füßen und dem Mordwerkzeug der Null-acht in der Faust muß ich ausgesehen haben wie ein Detektiv aus einem Kriminallustspiel.

„Dachte, Sie wären tot,“ flüsterte ich, als ich mit dem langen Schatten zusammentraf.

Ich fühlte, wie er grinste. „Bin ich auch,“ sagte er etwas mühsam.

„Haben Sie etwas abbekommen?“

„Ziemlich.“ Außer dem Wirt und uns schlief niemand in dem kleinen Hotel, da die Putzfrau und der Hausknecht nach getaner Arbeit nach Hause zu gehen pflegten. Der Besitzer hatte weder Weib noch Kind. Er schloß abends, bevor er in seine Dachkammer ging, die Haupttür ab und ließ den Schlüssel von innen stecken.

Ich verständigte mich durch ein paar geflüsterte Worte mit Phil, faßte Cummings Arm und führte ihn möglichst geräuschlos um das Haus herum. Phil erwartete uns schon. Gemeinsam stützten wir den alten Fischer, der jetzt down zu sein schien, und brachten ihn unter Vermeidung aller unnötigen Geräusche die leider knarrende Treppe hoch.

Im Zimmer postierten wir ihn in einen Sessel, schlossen Tür und Fenster, zogen die Vorhänge vor und machten dann Licht.

Hallo, der alte Cummingham sah heiter aus. Er war barfuß, trug nur Hemd und Hose, die völlig zerbeult, zerrissen und auch noch feucht waren. An der Stirn hatte er eine häßliche, verkrustete Wunde. Der eine Ärmel seines Hemdes war aufgerissen. Er hatte ihn über die rechte Schulter gebunden, und auch sonst zeigte er einige Beulen und Kratzer. Er hielt die Augen geschlossen. Sein Kopf hing über der Brust.

Phil verwahrte eine leicht angeschlagene Flasche guten Whiskys in seinem Zimmer. Davon brachte er ein halbes Zahnputzglas voll, und er machte sich nicht die Mühe, ihn mit Wasser zu verdünnen. Wir legten Cummings Kopf zurück und flößten ihm den Drink ein. Er schluckte, ohne zu husten, schlug seine kleinen, blauen Augen auf und quälte ein dünnes Lächeln um seinen schmalen Mund.

„Mit sechzig auf dem Buckel taugt man nicht mehr viel,“ sagte er mühsam. „Es ist kläglich, wie wenig man vertragen kann.“

„Es sieht aus, als hätten Sie eine Portion einstecken müssen,“ antwortete ich. „Wo kommen Sie her?“

„Von der anderen Flußseite.—Die Schweinerei ist, daß ich kein Boot bekommen konnte und herüberschwimmen mußte. Der Mississippi versteht es, einen älteren Mann auszulaugen, der ihn überqueren will.“

„Besonders wenn der Mann etwas angekratzt ist,“ sagte Phil kopfschüttelnd, und ich setzte hinzu: „Erzählen Sie mal der Reihe nach, Cummingham, wenn Sie es durchzuhalten glauben.“

„Kann ich vorher noch ein Glas davon haben?“ fragte er und deutete auf das Zahnputzglas.—Selbstverständlich konnte er.

Cummings Geschichte war schnell erzählt. Am Morgen, als er nach der Unterredung mit uns nach Hause kam, hatte er lange geschlafen. Am frühen Nach-

mittag war er mit seinem Ruderboot hinausgefahren, hatte ein paar Fische gefangen, die für sein Abendbrot bestimmt waren.

Er bereitete sie sich zu, aß, saß danach noch mit einer Pfeife auf dem Deck seines Hausbootes und dachte darüber nach, wie er nun am besten herausbekommen könnte, wer aus der näheren und weiteren Umgebung plötzlich mit einer Schußverwundung herumliefe, oder wer einfach verschwunden war. Er besuchte seine nächsten Nachbarn, quasselte ein wenig mit ihnen und redete sich vorsichtig an sein Thema heran, ohne daß viel dabei herauskam.

Kurz vor Mitternacht kam er auf sein Hausboot zurück und hatte gerade seine Jacke ausgezogen, als er schon Besuch erhielt. Die Hausboottür war nur mit einem einfachen Riegel verschlossen, und die Besucher waren drin, bevor Cummingham seine Kugelbüchse in die Hand bekommen konnte.

„Es waren fünf Mann,“ sagte er, „alle in weißen Kaftanen und den großen weißen Kapuzen mit eingeschnittenen Augenlöchern, dieser Traditionskluft der Cu-Clux-Claner. Sie hatten wohl den Auftrag, mich lautlos zu erledigen, denn sie trugen Patronengürtel und Colts über ihren Fräcken, aber sie benutzten sie nicht.— Sie machten ein albernes Brimborium. Als sie in meiner Hütte standen, sagten sie kein Wort. Einer brachte einen handgeschriebenen Zettel zum Vorschein und hielt ihn mir vor die Nase, damit ich ihn lesen könnte. Ich habe es überflogen. Es stand darauf, daß Slim Cummingham, also ich, die heilige Sache der Südstaaten, die erste und vornehmste Angelegenheit des weißen Mannes, die Befreiung vom schwarzen Joch, verraten hätte, und daß ich daher vom heimlichen Gericht zum Tode verurteilt worden sei, weil ich... Als ich soweit gelesen hatte, langte es mir.— Ich bin nur ein einfacher Fischer, aber ich weiß, daß mit Fanatikern nicht zu reden ist. Ich griff mir den nächsten Stuhl und wollte mir den Weg ins Freie prügeln. Sie stürzten sich auf mich, und wir katzbalgten uns. Sie zogen Messer, und ich fing mir einen Stich in den Oberarm und sonstige Kratzer ein, aber mein Stuhl war auch nicht zu verachten. Ich gelangte bis an die Fensterluke, und als ich einen Augenblick Luft hatte, schwang ich mich zur Flußseite hin hinaus. Ich wollte um die Hütte herumlaufen und an Land springen. Im gleichen Augenblick kam mir ein sechster Kapuzenmann entgegen, und der Bursche schlug sofort und hart mit dem Revolverknäuel zu. Ich muß mich wohl im allerletzten Augenblick instinktiv nach hinten geworfen haben, denn wenn ich den Hieb voll genommen hätte, so wäre mir die Stirnwand zerschlagen worden. Ich ging über Bord und sackte sofort weg. Für ihn muß das so ausgesehen haben, als wäre ich tot umgefallen.“

Cummingham machte eine kleine Atempause, bekam ein neues Glas jetzt verdünnten Whisky, auch eine Zigarette und erzählte weiter, daß er zwar sekunden-, wenn nicht minutenlang ohnmächtig war, aber das kalte Wasser ihn zu sich brachte. Er hatte schon viel Wasser geschluckt und mußte heftiges Würgen unterdrücken, um sich nicht zu verraten. Er konnte erkennen, daß seine Gegner das Boot losbanden und am Ufer entlangruderten, während er hin und wieder zwei Weiß vermummte in den Büschen auftauchen sah, die das Ufer flußabwärts zu Fuß absuchten. Er sah ein, daß es besser war, in den Fluß hinauszuschwimmen. Er ließ sich abwärts treiben, bemühte sich aber, die Mitte zu gewinnen. Selbstverständlich war er schwer angeschlagen, aber er war ein zäher Bursche, und er kannte den Fluß ganz genau. So konnte er sich im wesentlichen darauf beschränken, sich über Wasser zu halten, und die Strömung trug ihn ohne große körperli-

che Anstrengung auf die andere Seite, da es ihm mehr oder weniger gleichgültig war, wo er dort herauskam. Er landete über vier Meilen unterhalb Basquevilles, zog sich an Land und fiel erst einmal gründlich in Ohnmacht.

Im frühen Morgenrauen war er soweit, daß er feststellte, wo er sich befand. Er wußte in der Nähe eine kleine Jagdhütte, die als Schützenstand an einem toten Arm des Mississippi für die jährliche Jagd auf Sumpfhühner diente, schleppte sich hin und verbrachte dort zehn Stunden, von denen er nicht zu sagen wußte, wie viele er geschlafen und wie viele er in Ohnmacht gelegen hatte.

Jeder andere wäre mit einer Lungenentzündung, einer Blutvergiftung oder einigen anderen Scheußlichkeiten aufgewacht. Dieser alte, zähe Frischluftanhänger kam mit leidlich funktionierendem Gehirn zu sich. Er hängte seine Kleider zum Trocknen, wusch und verband provisorisch seine Wunde und überlegte, was zu tun sei.

Cummingham hatte einen scharfen Verstand. Er wußte, daß man ihm nicht aus irgendwelchen unklaren, politischen Gründen ans Leder wollte, sondern weil er sich offenbar mit der Polizei verbrüdet hatte. Aus der Tatsache, daß kaum zwölf Stunden zwischen seiner Unterredung mit uns und dem Überfall auf ihn vergangen waren, schloß er, genau wie wir, daß die Leute des Mississippi-Piraten über ein sehr gutes Nachrichtensystem verfügten und daß er nicht mehr sehr lange zu leben hatte, wenn er jetzt wieder in Basqueville erschien. Geschickt wie er war, baute er sich Fallen, bekam es fertig, mit von der Sonne getrockneten Streichhölzern aus seiner Hosentasche Feuer zu entzünden und brachte sich durch lange Ruhe wieder soweit in Ordnung, daß er hoffen durfte, in der nächsten Nacht eine neuerliche Überquerung des Mississippi zu schaffen. Er wanderte zur späten Stunde das Ufer flußabwärts, ungefähr sieben Meilen und glitt dann in den Fluß. Mit der Strömung überquerte er ihn, kam etwas unterhalb des Städtchens an Land, schlich sich in den Hotelgarten und weckte uns.

„Wenn Sie nicht dagewesen wären, wäre ich zu Sheriff Legram gegangen,“ schloß er, „aber ich bin der Meinung, daß Sie mehr von Ihrem Handwerk verstehen und mich sicherer schützen können, als der Sheriff es vermöchte.“

„Sie brauchen zunächst mal einen Arzt,“ entschied Phil.

Cummingham grinste. „Na, na, na, ein guter Verbandskasten täte es auch.“

Ein Verbandskasten befand sich in unserem Wagen, der vor der Tür stand. Phil ging hinunter, und wir verpflasterten den Alten nach allen Regeln der Kunst. Dann erhielt er Wäsche und eine zweite Hose von mir. Wir packten ihn auf das Hotelsofa und deckten ihn gut zu.

„Wissen Sie, warum man Sie so prompt vornahm, Slim?“ fragte ich, während wir ihn verpackten.

„Ich denke, aus Rache,“ antwortete er und streckte sich behaglich aus. „Weil ich einem von ihnen eins aufbrannte.“

„Könnte auch sein, weil man es für gefährlich hielt, wenn Sie für uns arbeiten.“

Er antwortete nicht mehr. Er schlief so plötzlich und übergangslos ein wie ein Tier.

Am nächsten Morgen, während Cummingham noch kräftig schnarchte, ging ich in Legrams Büro. Der Sheriff saß hinter dem Schreibtisch.

„Cunningham ist mit einem blauen Auge und einigen sonstigen Beschädigungen davongekommen,“ erklärte ich. „Er liegt in unserem Hotelzimmer und schläft.“

Legram machte ein Gesicht, als wäre ein Blitz neben ihm eingeschlagen, aber dann freute er sich:

„Wirklich, Mr. Cotton?! Das ist ja großartig. Wäre schade um den alten Slim gewesen. Bei seiner Konstitution wird er hundert Jahre alt.—Kann ich ihn sehen?“

„Wenn Sie wollen, aber er schläft.“

„Ja, natürlich. Er braucht Erholung.—Ist er vernehmungsfähig?“

„Wie man es nimmt.“

„Ich hätte ihn gern über die Ereignisse in jener Nacht befragt. Das ist doch endlich mal eine Spur.—Sie sind doch auch überzeugt, Mr. Cotton, daß Slim von Leuten des Mississippi-Piraten aus Rache überfallen wurde.“

„Sicherlich.“

„Also kann ich ihn vernehmen? Vorausgesetzt, Sie haben es noch nicht getan.“

Ich hatte mir in der Nacht überlegt, daß Cunningham uns einen guten Vorwand bot, aus Basqueville fort und auf die MARGUERITE zu kommen, ohne daß unserem Gegner diese Nachricht in solcher Form überbracht wurde, daß in ihm ein Verdacht entstehen könnte, wir würden ihm bei seinem—hoffentlich—geplanten Überfall auf die Schmucksendung in die Quere geraten.

„Es ist noch nicht viel los mit ihm,“ antwortete ich. „Wir bringen ihn in unserem Wagen nach Memphis ins Krankenhaus, vernehmen ihn dort und nehmen dann die Fährte auf.—Drei, vier Tage werden wir wohl abwesend sein.“

So geschah es. In aller Öffentlichkeit—und der Zuschauer waren nicht wenige—wurde Cunningham von Phil und mir aus dem Hotel ins Auto getragen. Wir hatten dem alten Slim gesagt, er möge sich ruhig ein wenig krank stellen, und er tat es mit innigem Vergnügen, ließ den Kopf hängen und stöhnte von Zeit zu Zeit. Sheriff Legram half uns mit Amtsmiene. Dem Hotelbesitzer wurde laut und deutlich gesagt, daß wir erst in drei oder vier Tagen zurückkommen würden, und dann fahren wir ab.

Sobald wir auf dem Highway waren, setzte sich Cunningham auf, nahm eine Zigarette von mir, und wir unterhielten uns einige Zeit miteinander, während Phil fuhr. Der alte Knabe war schon wieder ganz munter.

Memphis erreichten wir noch vor Mittag. Ich nahm Cunningham gleich mit zu Forester B. Thamp und stellte ihn mit den Worten vor:

„Hier ist ein Mann, der Ihrer Mordkommission Arbeit ersparen möchte: Slim Cunningham.“

Thamp und ich verstanden uns in wenigen Sätzen. Cunningham wurde in ein Krankenhaus geschafft, obwohl er heftig protestierte, aber abgesehen davon, daß es ihm gut tat, hielten wir es für notwendig und richtig.

Unerfreulicher war eine zweite Seite der Geschichte.—Wir wußten noch nichts über unseren Gegner im Dunklen. Wir hofften, daß die Fäden seiner Verbindungen bis nach New Orleans reichten. Logischerweise mußte befürchtet werden, daß er seine Vertrauensleute auch in Memphis sitzen hatte. So mußte wenigstens einer von uns dort bleiben, um den Eindruck zu erwecken, daß wir dringende Dinge in der Stadt zu tun hatten. Phil nahm das auf sich. Ich selbst blieb noch vierundzwanzig Stunden. Am Morgen des nächsten Tages verabschiedete ich mich von Phil und Thamp und fuhr den Highway hinunter in Richtung New Orleans, um in

den frühen Morgenstunden des nächsten Tages oberhalb von New Orleans auf die um Mittag aus dem Hafen abfahrende MARGUERITE zu treffen, wie es mit dem FBI-Chef Cachot und dem Kapitän Petitpierre vereinbart war.

Thamp hatte mir ein paar von seinen Leuten mitgeben wollen, aber ich arbeite eigentlich nur gern mit Phil zusammen, und ich hatte auch wenig Lust, einen Kahn voll FBI-Leute zu laden, von dem ich ja durchaus nicht wußte, ob er angegriffen wurde. So ließ ich mir nur eine gute Maschinenpistole aus dem Magazin geben, die sie mir freundlicherweise in einen Koffer verpackten, der wie ein Geigenkasten geformt war. Ich mußte schließlich zunächst durch eine friedliche Gegend reisen, und es gibt Leute, die sich alarmiert fühlen, wenn sie einem Mann mit einer Maschinenpistole unter dem Arm begegnen, auch wenn der Lauf nicht auf sie gerichtet wird. Ein Geigenkasten macht dagegen einen ausgesprochen harmlosen Eindruck.

Ich fuhr den ganzen Tag über mit nur zwei Tankpausen, und am späten Nachmittag, noch vor Einbruch der Dunkelheit, kam ich in dem kleinen Ort Padtown an, nachdem ich zwei Stunden vorher vom Highway abgefahren war. Mitten auf dem Mississippi, auf der Höhe dieses Ortes, war ich für den anderen Morgen gegen fünf Uhr mit der MARGUERITE verabredet.

Ich stellte den Wagen auf einem Parkplatz ab und verschloß ihn, nahm meinen Geigenkasten unter den Arm und suchte einen Bootsverleiher. Ich fand einen Mann, der eine Anzahl wackliger Ruderboote zu verleihen hatte, wurde mit ihm handelseinig und sagte ihm, daß ich morgen in aller Frühe angeln fahren wollte. Er überließ mir daraufhin den Schlüssel zum Kettenschloß, mit dem seine Boote festgelegt waren. Ich gab ihm fünfzig Dollar Pfand. Da Padtown kein Hotel besaß, fuhr ich mit meinem Wagen wieder etwas aus der Stadt heraus, steuerte ihn in ein Gebüsch, löschte die Lichter und legte mich auf die Rücksitze zu einem kleinen Schlaf. Daß ich rechtzeitig wach wurde, darum brauchte ich bei der unbequemen Lage keine Sorge zu haben.

Am Morgen, eine halbe Stunde vor vier Uhr, fuhr ich wieder in das noch nachtdunkle und totenstille Städtchen ein, stellte mein Auto ab und ging zum Fluß. Ich löste den gemieteten Kahn von der Kette, setzte mich an die Ruder, den Geigenkasten zwischen den Knien, und machte mich auf meinen Weg zur Flußmitte. Das Anrudern gegen die Strömung erforderte Kraft und nahm Zeit in Anspruch, denn ich mußte zusehen, auf der Höhe von Padtown zu bleiben.

Über dem Mississippi brodelten die Nebel, aber mit steigendem Tag lichteten sie sich, und ich bekam einen Überblick über den mächtigen Fluß, auf dem nur einige wenige Frachter talauf- oder -abwärts krochen.

Eine Viertelstunde nach fünf erblickte ich ein Schiff, das an der Bugstange einen weißen Wimpel führte. Das war ein mit dem Kapitän vereinbartes Erkennungszeichen. Ich hielt darauf zu und ließ meinen Kahn treiben.

Wie alle Lastschiffe des Flusses lag auch die MARGUERITE kaum einen Yard hoch mit der Bordkante aus dem Wasser, so daß es eine Kleinigkeit war, sie zu entern. Ich sah Kapitän Petitpierre, als ich sein Schiff erreichte. Er winkte mir mit einer kargen Bewegung zu. Ich ließ mein Ruderboot vom Strom auf die MARGUERITE zudrücken, steuerte es an die Backbordseite, und während es daran entlangschurrte, sprang ich hinüber. Petitpierre griff zu und half mir hinauf. Schon

trudelte mein Mietboot im Kielwasser der MARGUERITE. Mit fünfzig Dollar war der altersschwache Kahn reichlich bezahlt.

„Willkommen, Mister,“ begrüßte mich der Kapitän. „Ich habe die Mannschaft unter Deck geschickt bis auf den Steuermann, falls Sie Ihre Anwesenheit an Bord geheimhalten wollen.“

„Das wird sich kaum durchführen lassen und dürfte außerdem nicht nötig sein. Sie legen doch nirgendwo mehr an?“

„Nein, erst wieder in Cairo.“

„Dann kann ich mich ruhig hier in der Sonne aalen, bis es losgeht. Hat alles geklappt?“

Petitpierre lachte. „Darauf möchte ich wetten. Der Vertreter der Versicherung machte riesengroße Augen, als ich Wertgegenstände von fünfhunderttausend Dollar zusätzlich versichern ließ. Und als Cachots Leute mit einer feierlich schwarzen Limousine, die irgendwie gepanzert aussah, vorfuhren und die Kisten mit mißtrauischen Blicken in die Runde an Bord getragen wurden, sah der halbe Hafen zu. Ich möchte wetten, daß der Mississippi-Pirat längst weiß, daß seit Jahrzehnten nicht mehr eine so wertvolle Ladung auf dem Fluß schwamm.“

„Was haben Sie sonst an Bord?“

„Maschinen—und Maschinenteile.“

„Wann kommen wir ins Piratengebiet?“

„Morgen nachmittag erreichen wir die Höhe von Freebanc. Zwei bis drei Stunden nach Mitternacht passieren wir Basqueville, und gegen Mittag des nächsten Tages verlassen wir bei Cosher das Gebiet, in dem sich bisher alle Überfälle abgespielt haben.“

„Er hat also eine einzige Nacht, in der er sich mit uns beschäftigen kann, es sei denn, er bricht mit seinen Gewohnheiten und greift uns schon heute nacht lange vor Freebanc an.“

Ich wäre gern an Deck geblieben, aber der Kapitän machte mir klar, daß wir vielen Fischerbooten aller Art begegnen würden, und daß diese oft sehr nah an den Frachtschiffen vorbeiglitten. Er hielt es für möglich, daß in solchen Kähnen Spione des Piraten saßen, und daß ihm die Nachricht von einem fremden Gesicht und einem fremden Mann, der offensichtlich nicht zur Besatzung gehörte, schnellstens zugespielt und ihn wenigstens zur Vorsicht, wenn nicht zur Aufgabe des Planes veranlassen würde.

Notgedrungen also machte ich es mir in der Kajüte des Kapitäns bequem, öffnete meinen Geigenkasten, ölte und putzte seinen Inhalt noch einmal, las, und vertrieb mir auf alle denkbare Weise die Zeit.

Dann kam die Nacht. Ich ging an Deck, kletterte über die Steuerbrücke und stellte mich zum Kapitän, der für die nächsten Stunden selbst das Steuer übernommen hatte.

Die Besatzung der MARGUERITE war nur fünf Mann stark. Hinzu kamen Petitpierre, der gleichzeitig der Besitzer war, und sein erster Steuermann, Lockwell. Die beiden Männer lösten sich in der Führung des Schiffes ab.

Ich will es kurz machen. Die Nacht verging so ruhig, daß es eine Schande war, und am Morgen kroch ich mit einem unguuten Gefühl in die Kajüte zurück und stellte den Geigenkasten in die Ecke.

Einen zweiten vollen Tag verbrachte ich in der engen Behausung. Es war ver-teufelt langweilig. Petitpierre, der den Vormittag über geschlafen hatte, kam am Nachmittag herunter und sagte:

„So, jetzt haben wir Freebanc erreicht. Die nächste Nacht durchfahren wir also das Piratengebiet. Falls wir bis Cosher noch nicht angegriffen worden sind, wollen Sie dann von Bord gehen, Mr. Cotton?“

„Ich weiß noch nicht,“ brummte ich schlecht gelaunt.

Sobald die Dunkelheit hereingebrochen war, begab ich mich an Deck. Gegen den Strom kommen die schweren Frachter nur langsam vom Fleck. Petitpierre zeigte mir ein paar Lichter hinter unserem Heck und erklärte, daß das noch die Beleuchtung von Freebanc sei, das wir schon am frühen Nachmittag passiert hat-ten.

Zwei Stunden nach Mitternacht tauchten einige klägliche Lichter am rechten Ufer auf.

„Basqueville,“ erläuterte der Kapitän. „Jetzt hat Ihr Pirat höchstens noch drei Stunden Zeit.“

Ich unterdrückte einen Fluch.

Punkt zwei Uhr fünfundvierzig—ich weiß es so genau, weil ich einen Augenblick vorher auf die Uhr gesehen hatte—rumste es gewaltig am Heck der MARGUERITE. Ich hatte das Gefühl, als machte der schwere Frachter einen Satz aus dem Was-ser, würde für einen Augenblick wie von einer Riesenfaust gestoppt, und die Ma-schine schien sich gewissermaßen zu verschlucken. Dann lief sie in aller Ruhe weiter, nur am Heck quoll eine dicke Explosionswolke hoch, und die MARGUERITE lag plötzlich schräg. Wir drei Männer auf der Brücke waren gegeneinander ge-schleudert worden, ohne jedoch von den Beinen zu kommen.

„Was war das?“ schrie der Kapitän.

Über das Deck trappelten die Füße der aufgescheuchten Matrosen. Petitpierre und Lockwell stürzten die Brückenleiter hinunter. Am Heck des Schiffes flackerte es rot auf. In den Explosionsqualm mischte sich grüngelblicher Rauch.

Es war ein sekundenlanges Durcheinander von schreienden Männerstimmen und dem Knattern der ausbrechenden Flammen, aber dann hörte ich ein anderes Geräusch durch den Lärm: das summende Brummen eines schweren Motors, das sich mit großer Geschwindigkeit zu nähern schien. Sekundenlang glaubte ich ei-nen schmalen, schnittigen Schatten durch den roten Widerschein schneiden zu sehen, den die noch zögernden Flammen auf das Wasser spiegelten. Das Summen der Hornisse wurde ganz laut und brach schlagartig ab. Ich sah etwas sich ge-schmeidig an den Leib der MARGUERITE schmiegen und wußte: sie waren da.

Auf mit dem Geigenkasten, raus mit der M.P. Ein Magazin stopfte ich in die Ho-sentasche, das andere stieß ich schon während des Laufes in den Schaft.

Ich sauste die Leiter hinunter, verlor den Halt bei den letzten acht oder zehn Stufen und stürzte auf Deck, kollerte ein Stück gegen eine Wand, denn die MAR-GUERITE lag jetzt schon beachtlich schräg.

Ich sprang auf die Füße, schlitterte über das Deck zur Steuerbordseite, wo das Motorboot sich an unserer Flanke rieb.

Hallo, da waren sie. Ein, zwei, drei, vier verummte Gestalten in hohen, weißen Kapuzen, die zielsicher der Kapitänskajüte zustrebten. Gegen die Neigung des Decks gingen sie an wie Bergsteiger auf einem Gebirgspfad.

Ich brauchte nur einen davon, um dem „Mississippi-Piraten“ das Handwerk zu legen. Ich nahm die Maschinenpistole an die Hüfte.

„Hände hoch!“ schrie ich durch das immer lauter werdende Knattern des Feuers.

Die vier Männer, die wie Geister aussahen in ihren albernen, aber traditionschwangeren Aufzügen, blieben wie erstarrt stehen. Ich sah, wie einem die Hand hochzuckte und zog durch. Eine Serie spritzte vor ihnen in den Decksboden, daß die Holzsplitter flogen. Die Hand sank zurück, und dann krochen insgesamt acht Arme über vier weiße Kapuzen hoch.

Na also. Vorsichtig ging ich auf sie zu. Ich war fast bei ihnen, war fast so nah, daß ich dem ersten die weiße Kapuze vom Kopf hätte reißen können, als sich das Deck des Frachters mit einem Ruck auf ungefähr fünfundvierzig Grad schräg legte. Wie auf einer Rutschbahn sausten wir alle fünf gegen steuerbord. (Später stellte sich heraus, daß in diesem Augenblick eine der schweren Maschinen, die die MARGUERITE geladen hatte, sich aus ihrer Verzerrung gelöst haben mußte und nach Steuerbord rutschte, die Schiffswand halb durchschlug und dadurch die plötzliche Neigung auslöste.)

Ich wartete darauf, daß das Wasser des Mississippi über mir zusammenschlagen würde, aber ich fand einen Halt an der niedrigen Reling.—Ich kann Ihnen nur schwer beschreiben, in welcher Situation ich mich befand. Ich lag bäuchlings auf dem Messinggestänge, das bei Normallage des Schiffes die stehenden Passagiere davon abhalten soll, über Bord zu fallen. Frachter haben solche Relingen übrigens nur an wenigen Stellen, und so waren meine Kapuzenmänner samt und sonders über Bord gegangen.

Als ich den Kopf schüttelte und wieder Sinneswahrnehmungen mein Gehirn erreichten, hörte ich durch den anderen Lärm hindurch, daß die Hornisse wieder brummte. Das Piratenboot hatte rechtzeitig, wahrscheinlich bei meiner Schußserie, von der Seite des Frachters abgelegt. Ich sah den schwarzen Kahn im zuckenden Flammenschein. Zwei der über Bord gegangenen Bandenmitglieder waren schon herausgezogen. Ein dritter berührte fast die Bordwand, der vierte war noch ziemlich weit entfernt. Wenn ich recht zählte, befanden sich zwei Weißvermummte im Wasser und insgesamt fünf im Schiff, wovon zwei bemüht waren, die noch Schwimmenden hereinzuzerren, einer stand am Steuer, einer im Heck.

Die Maschinenpistole hatte ich bei der Rutschpartie über Deck festgehalten. Ich schob sie mir zurecht und rührte zum zweiten Male am Abzug.

Durch das hackende Bellen der Waffe hörte ich das klackernde Geräusch, mit dem die Kugeln gegen den Schiffsleib schlugen.

Der Mann am Heck riß die Arme hoch. Es bellte vom Piratenboot aus genau so zurück, wie ich hingebellt hatte. Sein Feuer lag nicht schlecht, und für einen Sekundenbruchteil kniff ich unwillkürlich die Augen zu, als es um mich herum zu klackern, zu spritzen, zu fauchen begann.

Ich töte nicht gern, aber jetzt mußte ich, wenn ich nicht selbst daran glauben wollte. Ich hob den Lauf meiner Waffe ein wenig an. In diesem Augenblick rutschte der Kapuzenmann ins Boot hinein, zog den Kopf hinter die Bordwand und war bis auf ein winziges Zipfelchen seiner Kapuze hinter dieser Deckung verschwunden.

In der Pause, die seine Maschinenpistole während dieser Bewegung machen mußte, hackte ich wild mit meinem Schießseisen darauf los, aber ich glaube nicht,

daß ich ihn traf, denn er bot kaum ein Ziel, und eine M.P. ist ohnedies keine Waffe, mit der man besonders gut zielen kann.

Der Pirat feuerte zurück. Er lag jetzt schlechter, da ich ihn mit meinem Feuerzwang, den Kopf in der Deckung zu halten.

Der dritte Vermummte war inzwischen ins Boot geklettert, nur der vierte trieb noch im Fluß. Er mußte sich irgendwie in seinen Umhang verheddert haben. Ich sah seine Arme schlagen und plötzlich packte ihn die Angst, und er begann zu schreien: „Holt mich doch! Laßt mich doch nicht versaufen! John, Allan...“

In einer Zeit, die man nicht messen kann, geschah drüben im Boot etwas, das ich nicht erwartet hatte. Der Maschinenpistolenschütze sprang aus seiner Deckung hoch. Er stand frei in der Beleuchtung der Flammen, aber er richtete seine Waffe nicht auf mich. Ich sah deutlich die kleinen Wassergeister um den schwimmenden und schreienden Piratenmann aufsteigen. Dann zuckte sein Körper hoch, bäumte sich, die gerufenen Namen zerbrachen in einen wilden Schrei, die Arme schlugen platschend ins Wasser, dann trieb dort ein weißes Bündel ohne Bewegung, nicht anders wie ein Stück Holz.

Ich hatte den Schützen gut im Lauf, und ich hatte keine Hemmungen mehr.

—Ja, ich hatte keine Hemmungen, aber meine Waffe bekam sie plötzlich. Zwei Schüsse bellten noch, die leider fehlten, dann war das Magazin leer. Bevor ich das Reservemagazin aus der Tasche hatte, war der Mörder wieder hinter der Bordwand verschwunden, und das Boot selbst nahm langsam Fahrt auf.

Ich fummelte an der M.P. herum. Das Reservemagazin mußte sich bei der Rutschpartie verbogen haben. Ich bekam es nicht in den Schaft und wütend feuerte ich Magazin und Waffe ins Wasser und angelte mir meine Nullacht.

Während des Feuergefechts hatte die MARGUERITE noch ein paar Grad Schlagseite mehr bekommen. Es konnte nicht mehr lange dauern, und sie schlug um, wenn sie nicht vorher durch das eingedrungene Wasser wegsackte. Ihre Maschine war schon lange verstummt, und da niemand mehr das Ruder bediente, war sie quergetrieben und wurde von der Strömung breitseits den Mississippi heruntergetragen. Wo Kapitän Petitpierre und seine Leute sein mochten, wußte ich nicht. Wahrscheinlich waren sie längst über Bord gesprungen und ans Ufer geschwommen, denn wir befanden uns nur in geringer Entfernung davon.

Noch immer konnte ich vielleicht zweihundert Yards vor dem Wrack des Frachters den Schattenriß des Piratenbootes erkennen.

Zwischen ihm und dem Frachter trieb das weiße Bündel des von seinem Kumpanen erschossenen Gangsters näher und näher an das Boot heran. Ich erkannte, daß sie seine Leiche auffischen wollten. Noch einmal versuchte ich mit der Nullacht, sie daran zu hindern. Alles, was ich erreichte, war, daß ich mir eine neue Maschinenpistolenserie einheimste. Auf eine solche Entfernung war mit der Nullacht nichts auszurichten.

Ich sah, wie das Weiße in den Schatten des schwarzen Kahnes glitt. Ich weiß nicht, wie sie es dort festhielten, wahrscheinlich mit einer Enterstange oder so etwas, jedenfalls summte der Motor, der bisher verhalten gebrummt hatte, auf. Eine Heckwelle schäumte, ein wenig Wasserwirbel, rötlich scheinend durch die Flammen aus der MARGUERITE, dann glitt das Boot des Mississippi-Piraten in die Dunkelheit. Schon, als ich von den Umrissen nichts mehr erkennen konnte,

glaubte ich, einen kleinen weißen Fleck auf den kurzen Flußwellen tanzen zu sehen. Dann war auch er verschwunden.

Für mich aber wurde es höchste Zeit, auszusteigen. Die MARGUERITE lag fast im Winkel von neunzig Grad auf der Oberfläche des Wassers. In ihrem Leib polterte es von der Ladung, die durcheinanderpurzelte. Ihr Heck brannte immer noch.

Ich spürte, wie das Schiff jetzt sehr schnell zu sinken begann, rollte mich über die Reling und klatschte ins Wasser. Sekundenlang ragten Deck und Aufbauten des Frachtkahnes wie eine Wand über mir, dann packte mich die Strömung und riß mich rasch vom Schiff weg. Noch ein paar Sekunden später zischte es auf, als das Wasser den Heckbrand erreichte und löschte, sich aber gleichzeitig über dem Schiff schloß, das außer einer echten Ladung ein paar Kisten mit Ziegelsteinen an Bord gehabt hatte, die als Schmuck- und Perlenkisten deklariert und versichert waren.

Ans Ufer zu gelangen, war nicht sonderlich schwer, obwohl die Dunkelheit jetzt wieder wie eine Mauer über dem Fluß lag. Wie ein Hund patschte ich, als ich Boden faßte, durch Schilf und Wasserpflanzen aufs Trockene.

Sobald ich mir das Wasser notdürftig aus dem Pelz geschüttelt hatte, begann ich zu rufen. Sehr nahe antworteten zwei Stimmen, und wir arbeiteten uns, immer wieder rufend, aneinander heran. Es waren Petitpierre und sein Steuermann Lockwell, beide so naß wie ich.

„Fein, daß Sie noch leben,“ sagte der Kapitän. „Meine Mannschaft und ich gingen gleich über Bord, als wir sahen, daß es keinen Zweck mehr hatte. Sie ließen sich noch auf ein Feuergefecht mit den Piraten ein, wenn ich recht gehört habe? Dachte nicht, daß Sie mit heiler Haut davongekommen seien.“

„Erwischten Sie einen?“ erkundigte sich Lockwell. „Ich hörte einen Schrei!“

„Ja, einer starb wahrscheinlich, aber nicht ich erschoss ihn. Sein eigener Chef machte ihn stumm, als er in seiner Angst anfing, Namen zu schreien.“

Die beiden Schiffer schwiegen einen Augenblick lang. „Verrückte Hunde,“ murmelte Petitpierre.

„Na ja,“ stellte ich mißmutig fest, „das ist schiefgelaufen, Kapitän, und für den Augenblick ist es wohl wichtiger, daß wir ins Trockene kommen. Wo sind Ihre Leute?“

„Sie hocken ein Stück weiter Flußauf auf einem Klumpen und zittern gemeinsam.“

Der Steuermann unterbrach energisch. „Horchen Sie mal! Da kommt ein Boot!“
Tatsächlich näherte sich das Geräusch eines starken Motors.

„Ob sie zurückkommen?“ fragte Lockwell, und seine Stimme bebte ein wenig.

„Keine Angst,“ sagte ich. „Das ist ein anderes Schiff. Da wir kein Feuer machen können, sind wir aufs Brüllen angewiesen. Also los!“

Wir begannen zu rufen. Eine knappe Meile weiter oben schrien auch Stimmen. Es waren die Matrosen der MARGUERITE. Vom Fluß her begann ein Scheinwerfer das Ufer abzutasten.

„Wenn sie es nun doch sind,“ sagte der Steuermann und trat vorsichtig einen Schritt zurück.

Ich hatte keine Bedenken. Ich rief und winkte heftig, und Petitpierre folgte meinem Beispiel. Endlich packte uns der Lichtstrahl, ließ uns nicht mehr los. Das Motorboot näherte sich dem Ufer mit gedrosselter Kraft.

Als sie nahe genug heran waren, um Einzelheiten zu erkennen, hörte ich Anthony Beeks Stimme rufen:

„By Jove, das ist Cotton. Und er ist naß wie eine Katze!“

„Genau!“ brüllte ich zurück. „Und ich hoffe, Sie haben einen wärmenden Schluck an Bord!“

Trotz des geringen Tiefganges der X-3 konnten sie nicht unmittelbar bis ans Ufer heran. Es blieb uns nichts übrig, als noch einmal ins Wasser zu steigen. Helfende Hände zogen uns an Bord. Beek patschte mir auf meinen nassen Rücken.

„Erfreut, Ihnen behilflich gewesen zu sein,“ begrüßte er mich nicht ohne Spott. „Wir sahen den Flammenschein und dachten uns, unsere Gegenwart könnte erwünscht sein.“

„Etwas weiter rauf sitzen noch fünf, Beek. Bekommen Sie die auch noch in Ihren Kahn?“

Er sog die Luft durch die Zähne. „Habe sie schon schreien gehört. Etwas reichlich, aber wenn wir alle schön stillsitzen, geht's sicherlich.“

Eine Viertelstunde später war die X-3 hoffnungslos überladen, lag bis zum Bordrand im Wasser und tuckerte vorsichtig quer über den Fluß nach Basqueville. Die Leute wagten nicht, sich zu rühren, aber das Zittern der Kälteschauer konnten sie nicht unterdrücken.

Die Stadt lag so verschlafen wie immer. Niemand schien den Schein des Brandes auf der MARGUERITE wahrgenommen zu haben, und das war eigentlich nicht einmal erstaunlich, wenn man die Entfernung berücksichtigte.

Während wir den Weg zum Hotel einschlugen, fragte ich Beek:

„Ich wundere mich, daß Sheriff Legrams Patrouille das Feuer nicht gesehen und die Schüsse nicht gehört hat. Die Sache passierte doch in ihrem Bezirk.“

Beek lachte sein frisches Jungenlachen. „Die Patrouille ist doch geplatzt, Mr. Cotton, seitdem Sie ihnen zeigten, wie der Ernst einer Gangsterjagd aussieht.“

Wir trommelten den Wirt des kleinen Hotels aus dem Bett. Er war einigermaßen fassungslos, als er sich einer Meute triefnasser Männer gegenüber sah, aber wir brachten ihn in Trab.

Sein Handtuchvorrat wurde geplündert. Im Kamin wurde ein Feuer entzündet. Schon kam auch der Hotelier mit einer Ladung dampfenden Grog, und als wir davon die erste Runde durch die Kehlen gejagt hatten, wußten wir, daß wir dieses Abenteuer schlimmstenfalls mit einem kleinen Schnupfen überstehen würden.

Die Gaststube bot einen malerischen Anblick. Über allen Stühlen, die rund um den Kamin gruppiert worden waren, hingen nasse Kleider. Dazwischen wärmten sich Männer, mit um den Leib geschlungenen Handtüchern als Lendenschurz, die Rücken und schlückerten dampfende Getränke in nicht unbeachtlichen Mengen. Petitpierre, Lockwell und ich, nicht anders bekleidet als die Matrosen, saßen etwas abseits, bei uns der als einziger normal angezogene Beek, der die lachende Bemerkung machte, unter Nackten fühle sich ein Bekleideter nackt.

Aber das war der einzige Scherz, der fiel. Alles andere war durchaus ernst gemeint. Mir brannte die Frage auf der Seele, was passierte, bevor der „Mississippi-Pirat“ aufkreuzte.

„Sie fragen noch?“ knurrte Petitpierre. „’ne Sprengladung ging im Heck hoch. Lockwell und ich konnten ja nicht mehr hin, weil es gleich brannte, aber das Ding muß im hinteren Laderaum explodiert sein.—Ich sage Ihnen, es knallte genau im richtigen Augenblick. Wir waren keine Viertelmeile vom Ufer weg. Das ist immer so an dieser Stelle, denn der Mississippi hat dort eine starke Sandbank in der Flußmitte, über die ein Frachter zwar noch hinweggleiten kann, aber wenn man schwer geladen hat, geht man gewöhnlich kein Risiko ein. Das machen alle Frachtkähne so.“

„Eine Sprengladung also,“ murmelte ich.

„Ja,“ sagte der Steuermann. „Eine Höllenmaschine oder so etwas. Jedenfalls ein Ding mit einem Zeitzündler.“

„Na?“ zweifelte ich.

„Und warum nicht?“ beehrte Petitpierre auf. »Schließlich ist meine MARGUERITE nicht von selber explodiert.“

„Das stimmt, aber ich glaube nicht, daß es eine Höllenmaschine war. Zunächst sind diese Dinger selten. Zweitens sind Sie seit vier Tagen von New Orleans aus unterwegs, und während dieser Zeit hat kein fremder Fuß mehr das Schiff betreten. Für vier Tage kommen Sie bei einer Höllenmaschine schon nicht mehr mit einem gewöhnlichen Uhrwerk aus. Drittens konnte der Mississippi-Pirat nicht wissen, welchen Zwischenfällen und Verzögerungen Ihre Reise ausgesetzt sein konnte. Ein Maschinenschaden, und das Ding wäre in einem Hafen losgegangen und somit für ihn ohne Wert gewesen.—Viertens bestand für den Piraten gar kein Grund, Ihren Kahn in der Nähe des Ufers explodieren zu lassen, denn ihm ist es völlig gleichgültig, ob Sie und Ihre Leute ersaufen, aber für den Mann, der die Zündschnur anlegte, für den war es nicht gleichgültig, denn er befand sich an Bord des Schiffes und für ihn war es kein Spaß, von der Mitte des Flusses aus das Ufer gewinnen zu müssen.“

Der Kapitän starrte mich an.

„Sie meinen, einer meiner Leute hätte die Explosion ausgelöst?“ fragte er langsam.

Ich nickte.

Petitpierres mächtiger Schädel drehte sich wie an einer Schnur gezogen ruckartig dem Kamin zu, vor dem die fünf Matrosen hockten. Er stemmte die Fäuste auf den Tisch, und ich sah seine breiten Schultern zucken. Rasch legte ich ihm die Hand auf den Arm.

„Lassen Sie mich das machen, Kapitän.—Habe, glaube ich, etwas mehr Erfahrung in diesen Dingen.“

Petitpierre nickte. Seine Augen waren jetzt böse.

Wenn auch sein Schiff sicherlich durch eine Versicherung gedeckt war, so bedeutete der Verlust für einen Kapitän ungefähr so etwas wie der Tod eines geliebten Wesens. Ich verstehe nichts vom Seelenleben der Frachtschiffer, aber jedenfalls steht es so oder ähnlich in den Romanen.

„Herkommen!“ brüllte der Kapitän seine Leute an. Die Männer fuhren, schon etwas beschwingt von dem Grog, zusammen, erhoben sich und kamen herbeigetrottet. Die Handtuchschürze wippten auf eine komische Art und Weise.

„Weg mit dem Grog!“ befahl Petitpierre. Seine Matrosen stellten zögernd die Gläser aus den Händen. „Der G-man hat euch ein paar Fragen zu stellen.—Ich will, daß ihr die Wahrheit antwortet.“

Ich zündete mir eine neue Zigarette an.

„Ihr werdet euch Gedanken darüber gemacht haben, was heute nacht passiert ist,“ sagte ich und stieß den ersten Rauch aus. Die MARGUERITE hatte angeblich eine Ladung Juwelen an Bord, die den Mississippi-Piraten anlocken sollte. Die Rechnung war ganz richtig. Er kam.—Aber vielleicht witterte er doch Unrat. So beschloß er, sein Erscheinen mit einer Explosion zu kombinieren, die das Schiff bewegungsunfähig machen, Verwirrung stiften und eventuelle Verteidiger des angeblichen Juwelenschatzes aus dem Felde schlagen sollte. Die Ladung war so angebracht, daß die MARGUERITE nicht allzu schnell sank. Wer der Urheber der Idee war, ist klar. Bleibt die Frage, wer die Sprengladung angebracht, und wer sie entzündet hat, denn sie kann höchstens zehn Minuten vor der Explosion entzündet worden sein. Viel länger als zehn Minuten brennt auch eine langsam glimmende Zündschnur nicht.—Da seit New Orleans kein Fremder seinen Fuß an Bord gesetzt hat, kann nur einer von euch—um genauer zu sein—nur einer von uns allen, die Zündschnur angesteckt haben.“

Die Matrosen sahen sich unbehaglich an oder starrten zu Boden.

Petitpierres Zorn ging mit ihm durch.

„Also gut,“ brüllte er, „einer von uns allen. Lockwell und ich waren die ganze Nacht über gemeinsam auf der Brücke. Der G-man blieb tagsüber in der Kajüte, und in der Nacht waren Lockwell oder ich immer an seiner Seite. Wir drei scheiden aus.—Knees!“ schrie er einen der Matrosen an. „Wo warst du?“

„In... der Kajüte..., Kapitän,“ stotterte der Mann. „In der Koje, und Soocher und Liddingboom waren bei mir. Wir schliefen alle.“ Zwei Männer nickten heftig mit den schweren Köpfen, wahrscheinlich handelte es sich um die beiden Genannten.

„Perruzzi?“ polterte Petitpierre wie ein anrollendes Gewitter.

„In der Maschinistenkoje! Ich schlief!“

„Seath?“

„Vor der Maschine, Kapitän. Ich hatte Dienst.“

„Ihr beide habt keine Zeugen füreinander. Wer von euch beiden war es? Los—raus mit der Sprache, oder ich prügele euch beide, bis einer die Wahrheit gesteht.“

„Ich war es nicht, Kapitän,“ schwor Perruzzi, ein schmaler, südländischer Typ. „Ich schlief so fest wie eine Ratte.“ Seine Stimme begann zu zittern.

Seath war breit und blond.

„Ich war es auch nicht,“ sagte er ziemlich ruhig. „Ich habe mich von der Maschine nicht fortgerührt. Und vom Maschinenraum zu den hinteren Laderäumen ist ein weiter Weg übers ganze Deck. Wenn ich den Weg gemacht hätte, hätten Sie mich von der Brücke aus sehen müssen, Kapitän.“

Petitpierre war viel zu zornig, um zu spüren, daß diese sachliche Erklärung eigentlich zu überlegt vorgebracht war, um gerade geboren worden zu sein. Er stürzte sich sofort, auf Perruzzi:

„Gestehe!“ schrie er. „By Jove, ich breche dir die Knochen, du Hund.“

Der schmale Perruzzi war nahe daran, auf die Knie zu fallen.

Er wimmerte immer wieder: „Ich war es nicht. Wirklich, ich war es nicht!“ Seath wandte sich seinem Kameraden zu.

„Du hast doch so einen komischen, schwarzen Kasten mit an Bord gebracht. Was war denn darin?“

Perruzzi heulte auf wie ein getretener Hund.

„Nichts habe ich an Bord gebracht! Du willst den Verdacht auf mich lenken. Ich zerschlage dir dein Schandmaul!“ Er machte Miene, sich auf den anderen zu stürzen und mußte festgehalten werden.

Während diese Szene gegenseitiger Beschuldigungen ihrem Höhepunkt zustrebte, stand ich auf und ging zu den Stühlen am Kamin hin, auf denen die Kleider trockneten. Ich tastete die Seemannsklamotten ab. Bei der vierten Hose fand ich eine schmale Blechschachtel in der Tasche, sorgfältig mit Isolierband umwickelt und zugeklebt.

„Einen Augenblick mal,“ sagte ich laut in Perruzzis Zetern, Petitpierres Brüllen und Seaths kalte Beschuldigungen.

Sie drehten sich alle mir zu.

„Wem gehört diese Hose?“ fragte ich ruhig und zeigte auf das Kleidungsstück.

Zehn Sekunden lang Schweigen, dann stieß plötzlich jemand, es war der lange Knees, seinen Kopf gegen Seath vor und sagte:

„Das ist doch deine.—Warum meldest du dich nicht?“

„Tragt ihr anderen auch euer Geld wasserdicht verschlossen in der Tasche?“ fragte ich.

Allgemeines Kopfschütteln, aber Seath schrie voller verzweifelter Frechheit: „Aber ich tu’s nun einmal. Ein Schiff kann schließlich immer absaufen.“

„Darf ich mal nachsehen, wieviel Sie gespart haben?“ fragte ich, während ich schon das Isolierband abwickelte. Tiefes Schweigen, in das hinein unterdrückt eine Stimme murmelte: „Sparen? Der versäuft doch alles!“

Ich riß das letzte Stückchen Band ab und klappte den Blechdeckel hoch. Ein Bündel Dollarscheine lag in der Schachtel. Ich nahm sie heraus. Es waren lauter Zwanzig-Dollar-Scheine. Auf den Heller genau tausend Dollar in zwanziger Scheinen. Ich hob sie hoch, als ich sie gezählt hatte.

„Mr. Seath!“ rief ich. „Wer zahlte Ihnen tausend Dollar dafür, daß Sie die Sprengladung im Frachtraum der MARGUERITE anbrachten?“

Eisiges Schweigen. Plötzlich schwang Petitpierre herum, holte aus, schlug zu und traf Seath so schwer, daß er gegen seine ehemaligen Kollegen flog. Wie eine Welle schlugen die Matrosen über ihm zusammen, und aus dem Schweigen wurde ein wildes Geschrei, ein Fluchen und Toben, in dem die Schimpfworte auf Seath so dick niederprasselten wie die Schläge. Der Kapitän machte nicht die geringsten Anstalten, seine Leute zurückzuhalten. Er schrie im Gegenteil: „Gebt es ihm!“

Ich warf mich in den Kreis der Tobenden, riß jeden einzeln von dem Opfer weg. Die paar Minuten hatten genügt, um Seath erheblich zuzurichten.

„Stehen Sie auf!“ befahl ich.

Er erhob sich mühsam, die Hand vor die blutende Nase und den Mund gepreßt.

„Ich verhafte Sie wegen Beihilfe zum Raubüberfall, wegen Sprengstoffvergehens und wegen passiver Bestechung. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß von jetzt an jedes Wort gegen Sie verwandt werden kann.“

Wir postierten ihn auf einen Stuhl. Während Petitpierre, Lockwell und die anderen sich angeekelt abwandten, nahmen wir Seath ins Verhör. Beek stenographierte mit.

Es war nicht schwer, aus dem Matrosen alles herauszubekommen.

Seath trank viel und war ständig pleite. Zwei Tage vor der Abfahrt war er in einer Hafenkneipe von einem Mann angesprochen worden, der ihm Drink auf Drink bezahlte. Im Laufe des Abends bot der Mann dem Maschinisten tausend Dollar, wenn er eine Sprengladung im Schiff anbrachte. Seath sagte zunächst nicht zu, traf sich aber am anderen Abend mit dem gleichen Mann in der gleichen Kneipe, und das Geschäft kam unter der Bedingung zustande, daß er außer den tausend Dollar noch zehn Prozent von der Beute haben sollte, denn Seath glaubte wie alle anderen, daß die MARGUERITE tatsächlich Schmuck an Bord genommen hatte. Sie verabredeten genau die Stelle, an der das Dynamit, das der Mann ihm in einem kleinen Kasten gab, explodieren sollte. Der Platz so nahe am Ufer war tatsächlich gewählt worden, weil der Maschinist sich fürchtete, den ganzen Mississippi zu durchschwimmen.

Seath hatte sich ausgerechnet, daß Perruzzi in jener Nacht Maschinenwache hatte. Er beabsichtigte ursprünglich, die Ladung im Maschinenraum anzubringen, wodurch er eine Explosion der Dieselmachine vortäuschen zu können glaubte. Wie Perruzzi dabei weg kam, war ihm gleichgültig. Dann teilte Lockwell aus irgendeinem Grunde die Wachen anders ein, und Seath mußte in der fraglichen Nacht selbst die Diesel versorgen. Wahrscheinlich hätte er jetzt gern auf die Durchführung verzichtet, aber der Mann in der Kneipe hatte ihm so eindeutige Dinge angedroht, die ihm passieren würden, falls er mit den tausend Dollar durchzugehen hoffte, daß er es nicht wagte. Er legte sich die Ausreden zurecht, brachte die Ladung schon während des Tages im Frachtraum an und schlich sich zum gegebenen Zeitpunkt vom Maschinenraum über Deck, um das Dynamit zu entzünden. Das war alles.

„Wie sah der Mann aus?“ fragte ich. Das war die wichtigste Frage, die in dieser ganzen Sache zu stellen war.

Seath lieferte eine recht genaue Beschreibung, und wenn ich mich an das erinnerte, was der FBI-Chef Cachot mir in New Orleans erzählt hatte, dann paßte diese Beschreibung auf Fosco Brooderick, auf jenen Gauner also, der ohnedies für verbrecherische Aktionen auf und am Mississippi im Laufe seines Daseins einige Neigung bewiesen hatte.

—Schön, das würde sich rasch herausstellen.

Sie können sich denken, daß ich nicht gerade guter Laune gewesen war, als mein schöner Plan genau in dem Augenblick, in dem er schon hundertprozentig zu klappen schien, im wahrsten Sinne des Wortes ins Wasser rutschte. Jetzt, nach der Aussage des Maschinisten, sah ich wieder Licht. Mr. Brooderick würden wir schnell haben. Und von ihm aus die Organisation des „Mississippi-Piraten“ aufzurollen, konnte nicht sehr schwer sein, wenn er nicht überhaupt der Pirat selber war.

„Würden Sie so freundlich sein, und Sheriff Legram aus dem Bett holen,“ bat ich Beek. „Sie sind der einzige, der bekleidet genug ist, um sich auf die Straße trauen zu können. Ich brauche einen Wagen für New Orleans, aber Legram soll nicht mit seinem Jeep kommen. Für die lange Fahrt ist mir ein offener Wagen zu zugig.“

Es dauerte dreiviertel Stunde, bis Anthony mit dem Sheriff zurückkam. Legram wußte nicht, was er mit dieser Versammlung von Halbnackten anfangen sollte. Ich informierte ihn kurz.

„Ich werde sofort einen von den Smiths wecken,“ versicherte er eilfertig. „Sie haben beide große Wagen.—Glauben Sie, ich könnte einen davon notfalls für Dienstzwecke beschlagnahmen, Mr. Cotton, falls Mr. Smith sich weigern sollte, den Wagen zur Verfügung zu stellen?“

Ich unterdrückte einen Seufzer. Dieser wichtigtuerische und bürokratische Wahlpolizist ging mir auf die Nerven.

„Ihre Mitkämpfer in der Piratenjagd werden sich nicht weigern, Mr. Legram.—Hauen Sie schon ab!“

Unsere Klamotten waren in der Zwischenzeit leidlich getrocknet, wenn auch von Bügelfalten keine Rede mehr sein konnte. Seath mußte in seine Kluft kriechen. Er war so niedergeschlagen wie ein Mann nur sein kann, dem seine Kameraden deutlich gezeigt haben, was sie von ihm denken.

Legram kam ziemlich rasch wieder. „Der Wagen steht vor der Tür,“ meldete er. „Wenn Sie gestatten, Mr. Cotton, werde ich diesen Mann dort verhaften und ihn ins Gefängnis nach Memphis überführen.“

Mir riß der Geduldsfaden.

„Sheriff,“ sagte ich kopfschüttelnd, „tun Sie mir einen Gefallen und kümmern Sie sich nicht um Angelegenheiten, die ich bereits in die Hand genommen habe.—Seath wird nach New Orleans gebracht.“

Er wagte einen schwachen Protest. „Aber Basqueville ist nach Memphis zuständig. Mr. Thamp wird es nicht gern sehen, wenn ein so wichtiges Verbindungsglied nach New Orleans gebracht wird.“

Jetzt brüllte ich: „Zum Henker, Sheriff, wenn Sie sich halb so viel darum kümmern würden, wer von den Leuten hier am Fluß mit einer Schußwunde herumläuft, oder wer überhaupt seit heute tot und damit verschwunden ist, hätten wir längst wichtigere Verbindungsglieder zum Mississippi-Piraten als diesen dreckigen Sprengstoffverräter gegen Saufdollars.“

Er zuckte zusammen, schnitt die übliche beleidigte Miene und zog sich zurück.

Von Beek bekam Seath ein paar Handschellen verpaßt, wurde in den Fond des Autos verfrachtet, und ich setzte mich hinter das Steuer.

„Sorgen Sie, daß er auf den Elektrischen Stuhl kommt,“ rief mir Kapitän Petitpierre zum Abschied nach.

Nach einer schlaflosen Nacht stundenlang am Steuer eines Wagens zu sitzen, das ist nicht gerade eine von den Sachen, die zu den angenehmen Dingen des Lebens gehören. Nach vier Stunden schalt ich mich selbst einen Idioten, daß ich nicht Beek oder wenigstens einen von seinen Polizisten als Fahrer mitgenommen hatte. Na ja, zum Umkehren war es jetzt zu spät. Ich holte mir eine wachhaltende Musik ins Radio und ließ das Auto die Meilen in sich hineinfressen. Hinten im Fond war Seath in den tiefen Schlummer gefallen, der leider auch die Ungerechten heimsucht. Und die Tatsache, daß er dort schnarchen konnte, während ich wach bleiben mußte, machte mich fast wütender auf ihn als seine Dynamitladung, mit der er meinen schönen Plan ins Wasser gejagt hatte.

Auch die längste Autofahrt geht einmal zu Ende. Noch vor der Dunkelheit trafen wir in New Orleans ein. Der dicke FBI-Chef Cachot wartete in seinem Büro auf mich, denn ich hatte Beek gebeten, ihn telefonisch von den Ereignissen zu informieren.

„Schade, Cotton,“ sagte er zur Begrüßung, „aber nicht mehr zu ändern. Bringen wir dieses Früchtchen gleich in den Projektionsraum.“

Er geleitete uns in das kleine Zimmer mit der Leinwand, auf das die Bilder von Verbrechern projiziert werden konnten.

„Langes Suchen können wir uns wohl sparen,“ entschied Cachot und wandte sich an den Mann am Projektionsgerät: „Zeig mal gleich das Bild von Fosco Brooderick.“

„Okay, Chef,“ antwortete der Beamte, schaltete das Licht aus und ließ Brooderick gleich in dreifacher Ausfertigung, rechtes Profil, linkes Profil und sein Face erscheinen.

Cachot funkelte den niedergeschlagenen Seath mit seinen kleinen Augen an: „Na, ist er das, du Wurm?“

Seath hauchte ein tonloses „Ja“.

„Also schon erledigt.—Bringen Sie den Mann hier im Kittchen unter!—Cotton, Sie kommen mit in mein Büro!“ Oben ließ er sich in seinen Schreibtischsessel fallen.

„Steckbrief?“ fragte er.

„Logischerweise. Glauben Sie, daß es lange dauert, bis wir ihn fassen?“

Cachot zuckte die Schultern. „Sehr lange hoffentlich nicht.“

„Fragt sich nur, ob er uns weiterhelfen kann. Vielleicht kennt er den Piraten überhaupt nicht, wenn er auch seine Geschäfte besorgt.“

„Halte ich für unwahrscheinlich. Fosco ist ein alter Hase, der keine Geschäfte mit Leuten macht, die er nicht kennt.“

„Hoffentlich haben Sie recht, Mr. Cachot.—Das mit dem Steckbrief erledigen Sie wohl.—Ich suche mir ein Hotelbett und schlafe mal zwölf Stunden.“

„Warten Sie, ich besorge Ihnen eines,“ antwortete er und griff zum Telefon.

Eine halbe Stunde später lag ich unter einer schönen, leichten Steppdecke und nach weiteren fünf Minuten verabschiedete sich der liebe Jerry Cotton vorübergehend von den Ereignissen.

Jawohl, ich schlief zwölf Stunden, und dann ging ich am frühen Morgen durch New Orleans und kaufte mir ein neues Oberhemd und einen neuen Schlips. Die alte Krawatte hatte bei dem nächtlichen Bad abgefärbt. Dabei hatte sie vier Dollar fünfzig gekostet. Na, diesem gaunerischen Chinesen in der 39. Straße würde ich einiges erzählen, wenn ich nach New York zurückkam.

Ich telefonierte mit Phil. Er wußte bereits Bescheid.

„Was weiter?“ fragte er.

„Cachot hofft, daß Brooderick bald gefaßt wird, und daß wir dann über ihn weiterkommen.—Ich bleibe noch ein paar Tage in Orleans. Wie geht's Cummingham?“

„Er zappelt vor Ungeduld in seinem Krankenhausbett und behauptet, wenn er nicht bald herauskäme, würde er ernsthaft krank.“

„Von mir aus kann er sich auf seine Beine stellen. Die Komödie ist doch geplatzt, aber behalte ihn im Auge, damit sie ihn nicht wegputzen. Wenn's mit Fosco

nicht klappt, wird uns der Alte vielleicht noch nützlich sein.“ Nach diesem Gespräch meldete ich New York an. Ich berichtete Mr. High, wie der Film abgerollt war. Er hörte ohne eine Frage zu.

„Nicht ganz so verlaufen, wie Sie sich es vorgestellt haben, Jerry,“ sagte er dann, „aber wenn die Suche nach Brooderick zum Erfolg führt, kann der Mississippi-Pirat seine Totenkopfflagge niederholen.“

„Wenn, Chef,“ antwortete ich zweiflerisch. „Ich hätte trotzdem gern den *Springer*. Wie steht es damit?“

„Schwimmt bereits. In drei oder vier Tagen müßten Sie es dort haben. Es kommt mit einem direkten Schiff von Florida.“

„Vielen Dank. Vielleicht brauchen wir es nicht mehr, aber besser ist besser.“

Ich suchte Cachot in seinem Büro auf. Er machte einen ganz zufriedenen Eindruck.

„Steckbrief, Mitteilung an die Hafenbehörden, die Zollmänner und die Staatspolizei sind draußen,“ sagte er nach der Begrüßung. „Ich habe es eigentlich noch nicht erlebt, daß jemand, der von allen Hunden gehetzt wird, länger als höchstens drei Wochen herumläuft.“

„Ich leider doch schon.—Vergessen Sie nicht, Mr. Cachot, daß wir bisher nicht einmal das Versteck des Bootes gefunden haben, und ein Boot ist 'ne Menge größer als ein Mann.“

„Ach, Unsinn, Fosco trieb sich doch in den Hafenkneipen herum, als er Seath anheuerte.—Wir haben viele Augen dort, die für uns sehen.“

„Sehr richtig—er trieb sich herum, aber das beweist nicht, daß er wieder dorthin kommen wird.—Sie müssen berücksichtigen, daß die Sache mit der MARGUERITE nicht nur für uns ein Fehlschlag war, sondern im Grunde genommen auch für den Piraten. Wenn ich er wäre, würde ich mich jetzt eine ganze Weile totstellen, und ich glaube nicht, daß er bei einem Intelligenztest wesentlich schlechter abschneidet als ich.“

Cachot rieb sich die Glatze.

„Sie sehen schwarz, Cotton,“ knurrte er. „In drei Wochen haben wir Fosco. Ich möchte darum wetten.“

Er war völlig im Recht. Ich hatte gar keinen Grund zu meinem Pessimismus, und anfangs, als Seath gestanden hatte, war ich selber voller Hoffnungen gewesen. Es war nur so ein blödsinniges Gefühl, das mich den Gedanken nicht loswerden ließ, diese Piratengeschichte würde sich noch erheblich in die Länge ziehen.

„Niemand wünscht sich mehr als ich, daß Sie ihn bald fassen,“ sagte ich. „Ich werde noch ein paar Tage in New Orleans bleiben.—Ich sprach vorhin mit Mr. High. Er teilte mir mit, daß das Schnellboot, das ich angefordert habe, in drei Tagen hier eintrifft.—Sobald es kommt, muß ich Ihre Hilfe noch einmal in Anspruch nehmen.—Ich möchte es möglichst lautlos den Mississippi heraufbringen, um es irgendwo in der Gegend von Basqueville zu verstecken.“

Ich ging zum Lunch, ich fuhr in den Hafen, ich besuchte ein Kino, aber was ich auch tat, ich wurde meine Unruhe nicht los. Als ich am frühen Abend in mein Hotel zurückkam, sagte der Portier:

„Es ist für Sie angerufen worden, Mr. Cotton. Mr. Cachot. Bis sieben Uhr sollen Sie diese Nummer anrufen. Danach diese hier, unter der Sie seine Privatwohnung erreichen.“

Es war acht vorbei. Ich ließ mir eine Verbindung mit der zweiten Nummer geben.

„Na, endlich,“ dröhnte Cachots Baß. „Kommen Sie in meine Wohnung, Cotton. Frazers Street 49. Geben Sie Ihr Hotelzimmer auf. Wir fahren sofort nach Callington.“

„Wer oder was ist Callington?“ fragte ich.

„Zum Henker, ich erzähle es Ihnen während der Fahrt. Beeilen Sie sich!“

Ich legte auf.

„Rechnung und ein Taxi!“ befahl ich dem Portier, ging auf mein Zimmer, packte die paar Sachen zusammen, die ich neu erworben hatte, kam wieder herunter, zahlte und stieg ins Taxi.

Vor Cachots Haus wartete ein schwerer Polizeiwagen mit Fahrer. Der FBI-Chef selbst stampfte auf dem Bürgersteig umher und zerknautschte eine Zigarre, die er wegfeuerte, als ich aufkreuzte.

„Endlich,“ knurrte er, packte mich am Ärmel und zog mich in den Fond.

„Los!“ befahl er dem Fahrer. „Rotlicht und Sirene, damit wir schneller aus der Stadt herauskommen.“ Er stopfte sich eine neue Zigarre zwischen die Lippen.

Ich schnippte mir eine Zigarette aus dem Päckchen, besah Cachots grimmiges Gesicht von der Seite und fragte vorsichtig:

„Callington ist sicherlich eine Sehenswürdigkeit, die nur bei Nacht richtig zur Geltung kommt?“

„Nehmen Sie mich bloß noch auf den Arm, und Sie können es erleben, daß ich platze,“ fauchte er. Er war von einer ganz anderen Sorte als Mr. High in New York, der nie seine Ruhe verlor, aber das bedeutet durchaus nicht, daß er nicht genauso viel konnte.

„Also,“ lächelte ich. „Zähmen Sie Ihre Nerven und sagen Sie mir, was der Mississippi-Pirat neu angestellt hat?“

„Er hat einen seiner Leute erschossen,“ knurrte er zwischen Zähnen und Zigarre.

„Fosco Brooderick?“ fragte ich schnell.

Cachot nickte, aber gleich darauf platzte er heraus:

„Das braucht durchaus nicht zu stimmen. Das kann gar nicht stimmen.— Callington ist ein Dorf, kurz vor Freebanc, flußaufwärts gerechnet. Sie haben einen Toten aus dem Mississippi gefischt, und irgendein Dorfpolizist, der gerade den Steckbrief bekommen hatte, glaubt, es wäre Fosco, und ruft mich an.—Das ist bestimmt Quatsch. Jährlich werden Hunderte von Ertrunkenen aus dem Fluß angegelt.—Warum soll es jetzt gerade ein Mann sein, den wir suchen? Der Dorfcop wollte sich wichtig machen.“

Ich sog nachdenklich an meiner Zigarette. Ich machte mir keine Illusionen mehr. Ich war überzeugt, daß es sich bei dem Toten aus dem Fluß um Fosco Brooderick handelte.

Wir erreichten Callington nach Mitternacht. Es war wirklich nicht mehr als ein Dorf. Der Polizist und noch ein paar Leute, deren Funktionen nicht ganz zu durchschauen waren, erwarteten uns schon den ganzen Tag. Sie hatten aus irgendwelchen Überlegungen heraus Posten auf der Einfahrtsstraße gefaßt, und es sah romantisch und ein wenig gespensterhaft aus, denn sie trugen Sturmlaternen bei sich, die sie schwenkten, als unsere Scheinwerfer auftauchten.

„Wo ist er?“ fragte Cachot.

Ein Mann in Uniform salutierte. „Ich zeige Ihnen den Weg, Sir.“

Da sie über keinen geeigneteren Platz verfügten, hatten sie ihn im Holzschuppen eines Hauses aufgebahrt. Es gab dort kein elektrisches Licht, und als wir vor ihm standen, nahm Cachot einem der Männer die Sturmlaterne aus der Hand, zog das Zeltleinen vom Kopf des Toten und beugte sich tief darüber. Ich stand ihm gegenüber und sah gut das Gesicht des Mannes, als der Schein der Lampe darauf fiel.

Tja, die Steckbriefe an den Anschlagbrettern der Polizeistationen konnten überklebt werden. Die Zollbeamten konnten einen Namen aus den Fahndungslisten streichen, ebenso wie die Polizisten in den Städten das Gesicht eines Gesuchten aus ihrem Gedächtnis löschen konnten. Fosco Brooderick war von dem Arm der irdischen Gerechtigkeit nicht mehr zu erreichen.

Cachot richtete sich auf und schnaufte. „Ist er ärztlich untersucht worden?“ fragte er. Ein älterer, schon weißhaariger Mann trat einen Schritt vor.

„Ich bin Dr. Cryer aus Freebanc,“ sagte er. „Ich habe ihn untersucht, obwohl ich natürlich nicht viel von kriminalärztlichen Untersuchungsmethoden verstehe. Er hat sechs Einschüsse in der Brust.“

„Maschinenpistole!“ brummte der FBI-Chef von New Orleans mir zu. „Wie lange hat er im Wasser gelegen?“ fragte er dann den Doktor.

Der alte Arzt hob die Schultern. „Mit Sicherheit kann ich das nicht sagen, Sir, aber sicherlich nicht sehr lange. Vierundzwanzig Stunden höchstens, eher weniger.“

Cachot wandte sich zum Gehen. „Ich werde die Mordkommission von New Orleans heraufschicken,“ sagte er dem Landpolizisten. Er stampfte zum Wagen zurück, warf sich in den Fond und knurrte den Fahrer an:

„Halten Sie die Rückfahrt noch durch, John?“

„Jawohl, Sir!“

„Okay, dann beeilen Sie sich.“

Eine halbe Stunde lang blieb er noch in Gedanken versunken, aber dann teilte er diesen Mißerfolg gewissermaßen seelisch ab und wurde sachlich.

„Wann glauben Sie, daß er erschossen worden ist?“

„Ich nehme an, vergangene Nacht, ungefähr zu der Zeit, da Sie die Steckbriefe zusammenstellten.“

„Da konnte der Mississippi-Pirat doch gar nicht wissen, daß wir Fosco suchten.“

Ich rieb mir die Stirn.

„Fosco könnte auch der Mann gewesen sein, der während des Überfalles auf die MARGUERITE erschossen wurde, als er zu schreien anfing, aber dann mußte der Arzt sich geirrt haben, und der Tote wäre fast achtundvierzig Stunden im Fluß geschwommen.“

„Das wissen wir morgen mittag, sobald der Polizeiarzt ihn untersucht hat.“

Ein paar Meilen lang schwiegen wir. Ich dachte nach, und dann teilte ich Cachot die Summe meiner Überlegungen mit:

„Der Mann, der beim Überfall erschossen wurde, war nicht Brooderick.—Ich erzählte Ihnen doch, daß sie so lange warteten, bis die Leiche an ihr Schiff getrieben wurde, obwohl sie sich damit einer gewissen Gefahr aussetzten, denn ich hätte sie wieder unter Feuer nehmen können. Sie wollten also nicht, daß wir den Toten

fanden. Es ist unlogisch, daß sie ihn später dann doch in den Fluß geworfen haben sollen.“

„Stimmt zwar, Cotton, aber es kann auch anders sein. Sie mögen mehrere Gründe gehabt haben, ihn zunächst doch aufzufischen. Er konnte zum Beispiel nicht tot, sondern nur verwundet und ohnmächtig sein. Ferner trug er die alberne Kluft, in der sie ihre Überfälle ausführen, diesen weißen Cu-Clux-Kittel. Daraus hätten sich von uns schon Hinweise konstruieren lassen, und wer weiß, was er sonst noch in den Taschen hatte. Sicherheitshalber fischten sie ihn auf, und als sie sahen, daß er tot war, streiften sie ihm die Maskerade ab, leerten ihm die Taschen und warfen ihn wieder in den Fluß.“

Am anderen Vormittag um acht Uhr wußten wir Bescheid. Ich war bei Cachot, als der Anruf der Mordkommission kam, die der Chef gleich nach unserer Rückkehr nach New Orleans losgejagt hatte. Ich hörte am zweiten Hörer mit. Der Polizeiarzt war selbst an der Strippe.

„Vierzehn bis höchstens zwanzig Stunden war er im Wasser,“ berichtete er über seine Untersuchungen. „Da er gegen fünf Uhr herausgefischt wurde, muß er in der vergangenen Nacht zwischen Mitternacht und drei Uhr getötet worden sein. Natürlich starb er an den Kugeln und war tot, bevor er in den Fluß geworfen wurde oder hineinfiel, als sein Mörder ihn erschoss. Er bekam sechs Kugeln, davon drei, von denen jede einzelne tödlich gewesen wäre. Sie wurden aus einer Maschinenpistole verfeuert, Kaliber 7,59. Sonstige Verletzungen sind nicht festzustellen.“

„Danke,“ antwortete Cachot und legte auf. Er sah mich an.

„Der Mann, der in der Überfallnacht durch die Kugeln des Piraten starb und Brooderick sind also nicht identisch,“ stellte ich fest. „Damit hat der Mississippi-Pirat zwei Morde auf dem Gewissen, den Mordversuch an Cummingham nicht gerechnet.“ Cachot trommelte mit den Fingerspitzen auf seiner Glatze, als könnte er die Gedanken heraustrommeln:

„Ich verstehe nicht, wie er wissen konnte, daß wir hinter Fosco her waren,“ sagte er beinahe stöhnend. „Noch hing doch kein Steckbrief an den Säulen.“

„Ihr Steckbrief war für diesen Mord, meiner Meinung nach, nicht ausschlaggebend. Fosco starb vielleicht nur stellvertretend für Seath. Daß Seath ein Säufer und unzuverlässiger Patron ist, wußte der Mississippi-Pirat, als er ihn durch Fosco anheuern ließ. Vielleicht—oder besser, wahrscheinlich hatte er die Absicht, Seath zu töten, sobald der Raub geklappt hatte. Das ging nicht, weil ich ihm ein kleines Feuerwerk lieferte. Von diesem Augenblick an wußte er, daß Fosco gefährdet war, sobald Seath redete, und durch Fosco er selbst. Er machte kurzen Prozeß, tötete an Stelle des für ihn unerreichbaren Seath Fosco und unterbrach so die Kette, die von dem verräterischen Matrosen bis zu ihm führte.“

Cachot schlug wütend die Faust auf den Tisch.

„Meinetwegen war es so oder so.—Unterhalten wir uns lieber darüber, wie es weitergehen soll.“

Ich hob die Hände. „Leider vorläufig überhaupt nicht, Mr. Cachot. Auf Wochen, vielleicht auf Monate wird der Mississippi-Pirat sich nicht rühren. Ganze Schiffs-ladungen von Perlen können Sie jetzt den Fluß hinauf- oder hinunterschicken, und die Nachricht davon können Sie ihm per Einladungskarte schicken, er wird die Schiffe ungeschoren lassen. Jedenfalls handelte ich so, wenn ich auf der anderen Seite stünde, und er ist nicht dümmer als ich.“

„Was also sollen wir tun?“

„Abwarten. Geduld zeigen!“

„Hol Sie der Henker, Cotton, mit Ihrer Geduld,“ knurrte Cachot, aber auch er wußte nichts, was man sofort hätte tun können.

Wenn man es genau betrachtete, so hatte ich dem dicken FBI-Chef von New Orleans zu einer Tugend geraten, die ich selbst nicht im Übermaß besitze. Ich kann eine Menge Geduld aufbringen, wenn ich gewissermaßen auf dem Anstand sitze und genau weiß, das Wild wird kommen, früher oder später. In diesem Fall wußte ich nicht einmal, ob ich das Wild endgültig vergrämt hatte.

Daß ich trotzdem nicht die Ruhe verlor, lag daran, daß es sich einfach von selbst verbot, irgend etwas zu unternehmen, bevor nicht der *Springer* zu meiner Verfügung stand. Alles, was ich im Augenblick tun konnte, war, Phil anzurufen und ihm zu sagen, daß er mit Slim Cummingham nach New Orleans kommen möchte. Sie trafen rund vierundzwanzig Stunden später ein. Gemeinsam warteten wir auf die Nachricht von Cachot, daß das Boot angekommen sei.

Diese ersehnte Nachricht erhielten wir am Morgen nach der Ankunft von Phil und Cummingham. Der Alte war wieder ganz munter und topfit. Wir nahmen ihn mit hinaus in den Seehafen der Stadt. Der Kapitän des Frachters aus Florida war bereits durch das New Orleans-Hauptquartier informiert. Er führte uns in den Frachtraum, wo der Kahn, sorgfältig mit Segeltuch verschnürt, zwischen Kisten, Kästen und Säcken auf uns wartete.

Wir standen wie Düsenjägerpiloten, die der Gegner bisher immer vom Himmel geholt hat, vor einer neuen, endlich gleichwertigen Jagdmaschine stehen mögen. Für uns bedeutete der *Springer* genau das gleiche: eine gleichwertige, wenn nicht überlegene Waffe.

Wir lösten selbst die Verschnürungen und wickelten das Boot aus seiner Umhüllung. Ich kannte die Dinger und hatte mir selbst in Florida schon mal das Vergnügen gemacht, damit durch die sogenannten Wasserwälder zu brausen. Das ist ein Spezialpaß der Gegend. Sie verfügen dort über eine Lagune, einer regelrechten Mischung aus Wald und Wasser, und sie stecken in dieser Lagune eine Slalomstrecke ab, auf der dann von verrückt gewordenen Sommergästen ein Rennen ausgetragen wird. Dabei geht es über Stock und Stein, und darum nennt man die Boote *Springer*, weil sie es durchaus erlauben, sie mit einem Anlauf über ein Stück Land hinwegzujagen, sofern sich dahinter wieder Wasser befindet. Der Außenbordmotor und die Schrauben sitzen auf einer Welle, die bei solch einem Sprung hochgeklappt werden kann.

Natürlich besitzt ein *Springer*-Boot kaum einen Kiel und erst recht kein Schwert. Seine Wasserlage ist miserabel und eine nur relativ kleine Welle, die es quer faßt, wirft es einfach um. Auch ist es nur für einen Mann Besatzung gedacht, denn zwei Balancierere auf dem schwankenden Kahn widersprechen sich schon in ihren Bewegungen, und das bedeutet bei Vollgas Kentergefahr. Der Bootsleib besteht aus dünnem Mahagoni und ist bis zur halben Höhe mit eloxiertem Leichtmetallblech verkleidet, damit der Kahn sich bei Landmanövern nicht den Bauch aufreißt.

Unser *Springer* hörte auf den schönen Namen *Sun of Florida*. Wenigstens stand es so an seinem Bug.

„Wir werden ihn umtaufen,“ schlug ich vor. „*Sun of Florida* paßt einfach nicht in diese Gegend.“

„Wie?“ fragte Phil.

„Ich schlage vor, ihn *Mississippi* zu nennen. Sicherlich ist es das erste Boot dieser Bauart, das auf dem Mississippi geschwommen ist.“

„Wahrscheinlich auch das letzte,“ brummte Cummingham, der die ganze Zeit über mißtrauisch um, das kleine Schiff herumgegangen war. Ich sah ihn fragend an.

„Bei dem Tiefgang, beziehungsweise bei diesem nicht vorhandenen Tiefgang, kippt der Kahn von der ersten Raddampferwelle um.“ Er grinste ein wenig. „Na ja, mir machen Fußbäder nicht viel aus, und Sie sollen inzwischen ja auch einige Übung darin bekommen haben.“

„Wahrscheinlich haben Sie recht, Slim, aber es ist ein Boot, mit dem der Piratenkahn in der Geschwindigkeit zu schlagen ist, die einzige Bootsart, die ich in so kurzer Zeit beschaffen konnte. Auf einen stabileren Kahn mit hoher Leistung hätten wir Monate warten müssen. Und es gibt noch einen Grund, warum ich dieses Schiff wählte. Der Mississippi-Pirat darf nicht erfahren, daß ein schnelleres Boot auf dem Fluß schwimmt. Wir müssen den *Springer* unbemerkt ins Einsatzgebiet schaffen und ihn dort verstecken. Je größer das Boot, desto schwieriger wird die Aufgabe.“

„Sehe ich ein,“ brummte der Alte. „Wie wollen Sie das anfangen?“

„Sie werden uns helfen, Slim. Ich kann mit diesem Kahn umgehen, Sie kennen den Fluß besser. Wir werden die *Mississippi* nachts flußaufwärts steuern. Wir werden sie auch nachts nicht voll ausfahren, um nicht Gefahr zu laufen, daß ein Frachtschiff unsere ungewöhnliche Geschwindigkeit bemerkt und die Nachricht dann auf irgendwelchen Wegen an den Piraten gelangt. Wir brauchen auf diese Weise zwei, wenn nicht drei Nächte bis in die Gegend von Basqueville. Sie, Slim, müssen also drei Verstecke ausfindig machen, in denen wir bei dieser Etappenfahrt tagsüber vor Entdeckungen sicher sind. Wir brauchen außerdem ein viertes Versteck, nicht zu weit von Basqueville entfernt, in dem wir absolut sicher sein können, nicht gesehen zu werden.—Können Sie das für uns tun?“

Er kratzte sich seine grauen Bartstoppeln.

„Bei Basqueville weiß ich einen feinen Ort, aber Sie dürfen in Ihrer Eigenschaft als Polizisten keine Kenntnis davon nehmen und müssen ihn vergessen, sobald Sie den Piraten haben.“

„Warum?“ fragte ich lachend.

„Er liegt an dem Weg, den ich nehme, um hin und wieder eine Biberfalle aufzustellen,“ antwortete er trocken.

Phil und ich versprachen fest, seine Wilderergeheimnisse zu achten.

Wir unterhielten uns mit dem Kapitän darüber, auf welche Weise das Boot am besten und unbemerkt zu Wasser gelassen werden könnte. Es wurde vereinbart, daß er das persönlich in den ersten Abendstunden, wenn sich der größte Teil seiner Mannschaft auf Landurlaub befand, unter unserer Mithilfe mit zwei seiner besten Leute bewerkstelligen wollte. Er übergab uns außerdem eine Kiste, in der sich unter allerhand Reservematerial auch ein großer Standscheinwerfer mit Stativ und Batterie befand, den High vorsorglich mitgeschickt hatte.

Schön, ich blies innerlich abermals „Auf geht’s zur Jagd,“ packte unsere Habseligkeiten und fuhr zu Cachot, um mich zu verabschieden. Er wollte wissen, was ich zu tun gedächte, aber ich antwortete:

„Seien Sie mir nicht böse, Chef, aber ich weiß es selbst noch nicht genau. Es läuft zunächst darauf hinaus, daß ich von der Bildfläche verschwinde. Sicherlich hören Sie längere Zeit nichts von mir, und wenn Sie gefragt werden, ob wir abgereist seien, tun Sie gut daran, brummend mit dem Kopf zu wackeln, falls Sie sich nicht zu einer direkten Lüge entschließen können.“

Um neun Uhr begannen wir auf dem Frachter mit dem Ausladen unseres Bootes. Es ging verhältnismäßig rasch. Um elf Uhr schwamm die *Mississippi* vertäut neben ihrer großen Schwester. Der Kapitän ließ die Jakobsleiter runter, und der Reihe nach kletterten wir in die *Mississippi*.—Glauben Sie nur nicht, wir hätten uns einfach hineinfallen lassen können. Im Gegenteil, wir bewegten uns wie auf einem Drahtseil, und am besten wäre es gewesen, wir hätten uns überhaupt nicht bewegt. Schon ein Atemzug schien den Kahn zum Wackeln zu bringen. Phil und Cunningham mußten sich flach auf den Boden legen, während ich die Schwenkhebel des Motors in die Hände nahm, an denen sich Anlasser und Steuerungseinrichtung zugleich befanden. Freilich wußte ich kaum, wo ich meine Füße lassen sollte, ohne sie den Kumpanen auf irgendeine mehr oder weniger edle Körperstelle zu setzen.

Der Kapitän war unserem Einsteigmanöver mit kritischen Blicken gefolgt.

„Hören Sie!“ rief er, über die Reling gebeugt. „Ich wette, Sie kommen nicht einmal aus dem Hafen heraus. Ich mache unser Beiboot flott und schlepe Sie wenigstens bis ins Flußdelta. Wenn Sie noch im Hafen absaufen, packt man am Ende noch mir die Verantwortung auf.“

Knappe zwanzig Minuten Manöver, und die Motorbarkasse des Frachters hatte uns im langen Schlepp an einem besonders langen Seil, damit uns die Heckwellen nicht aufs Kreuz legten. Der Kapitän stellte sich selbst ans Steuer und bugsierte uns durch den Hafen. Um zwei Uhr morgens befanden wir uns im eigentlichen Flußgebiet. Die Barkasse stoppte.

„Glauben Sie, jetzt mit eigener Kraft weiterzukommen?“ rief der Kapitän.

„Ich denke! Vielen Dank! Ich werfe die Leine los!“

Phil bewegte sich, auf dem Bauche kriechend, ein Stück nach vorne und löste das Schleppseil. Ich drückte den Anlasserknopf. Knatternd sprang der Motor an. Mit einer leichten Armbewegung senkte ich die Schraube ins Wasser und drehte den rechten Griff in die Kupplungsstellung eins. Die *Mississippi* vibrierte ein wenig, ihre Nase schien sich tiefer ins Wasser zu bohren, sie kam in Fahrt. Wir pasierten die wendende Barkasse.

„Ahoi!“ rief der Kapitän herüber. Wahrscheinlich schwenkte er seine Mütze, aber das konnten wir in der Dunkelheit nicht sehen. Dafür spürten wir die Wellen seines Schiffes, die uns seitlich faßten, und schon legte sich die *Mississippi* so weit auf die Steuerbordseite, daß kein Zoll mehr fehlte, und das Wasser wäre übergeschwappt. Ich drehte sofort die Schraube. Da nach Art der Konstruktion Steuer und Antriebsschraube ein und dasselbe Ding waren, reagierte das Boot so blitzartig, daß es sich ins eigene Heck zu beißen schien. Wir zeigten den Wellen unser Hinterteil und überstanden sie auf diese Weise. Ein letztes *Ahoi*, und wir waren auf uns allein angewiesen auf dem großen Fluß...

In diesem Augenblick fielen die ersten Tropfen Regen.

Slim Cunningham hob ein wenig die Nase. Ich hörte ihn schnupfern. Dann sagte er:

„Sieht so aus, als sollte viel Wasser von oben kommen.“

Es waren nur ein paar dicke Tropfen gewesen, die uns ins Gesicht geklatscht waren.

„Scheint schon wieder aufgehört zu haben,“ sagte Phil.

„Warten Sie es ab, Mr. Decker,“ antwortete der alte Fischer. „In spätestens drei Tagen regnet es Bindfäden.“

Wir knatterten flußaufwärts. Es ging ganz gut, und instinktiv stellten sich unsere Körper auf unsere Lage ein und glichen die Bootsbewegungen durch automatische Gegenbewegungen aus.

„Glaubst du, daß ich es wagen kann, mir eine Zigarette anzuzünden, ohne unseren Kahn umzuschmeißen?“ scherzte Phil.

„Ich glaube, du kannst es riskieren.—Cunningham, versuchen Sie bitte, sich in eine Stellung zu bringen, aus der Sie etwas von der Richtung erkennen, in der wir uns bewegen. Ich möchte nicht, daß wir auf einmal irgendwo anrennen.“

Irgendwie brachte sich Slim in eine sitzende Haltung, die ihm einen Blick über den Bug hinweg gestattete.

Im Laufe dieser ersten Nachtfahrt mußte ich die geradezu absolute Kenntnis des Flusses bewundern, über die der alte Fischer und Jäger in allem verfügte, was seinen Fluß anging. Er schien es nicht nötig zu haben, zu sehen oder auch nur zu hören. Er wußte einfach genau, wo wir uns befanden.

„Besser, Sie wechseln jetzt zur Flußmitte über,“ sagte er zum Beispiel, „Wir passieren gleich die Proboss-Mühlen. Sie haben dort Ableitungen vorgenommen, um die Wasserkraft zu nutzen, und der Fluß hat seitdem an diesen Stellen einige scheußliche Wirbel.“

Weder Phil noch ich erkannten etwas von dem, was er erwähnte. Wir sahen nur die roten und grünen Steuer- bzw. Backbordlichter der Frachter und Schifferboote, die wir passierten; hin und wieder ein paar helle, gelbliche Punkte von erleuchteten Fenstern am entfernten Ufer, den helleren Nachthimmel, den weißlichen Streifen des Wirbels unserer Schraube im Heck, sonst nichts, aber Cunningham schien auf den Yard genau zu wissen, wo wir uns befanden.

Drei, vier Stunden Fahrt vergingen. Bei diesem Tempo verbrauchte das Schiff nicht allzuviel Benzin, und wir besaßen noch vier Reservekanister. Auf zweien davon saß ich, zwei hatten wir in den Bug gezwängt.

Gegen fünf Uhr begann eine zarte Dämmerung über dem Fluß aufzusteigen.

„Zeit, daß Sie uns in das Versteck bringen, Slim,“ sagte ich.

„Zwei Meilen noch,“ antwortete er.

Er richtete sich etwas höher auf und dirigierte mich zum rechten Flußufer hinüber. Wir passierten ein einsames Hausboot mit verschlossenen Fensterläden. Plötzlich tat sich eine Seitenbucht auf, deren schwarze, gähnende Öffnung nur ganz undeutlich im tiefgrauen Morgen zu erkennen war.

„Da hinein,“ sagte der Alte.

„Wenn das gut geht!“ zweifelte Phil.

Ich drehte die Schraube. Schlagartig wurde es wieder absolut finster um uns, als wir in die völlig überwachsene Bucht einliefen.

„Fahrt weg!“ befahl Slim. Ich hob die Schraube aus dem Wasser und stellte den Motor ab. Die *Mississippi* machte noch ein wenig Fahrt, dann schaukelte sie träge auf dem Wasser des Flusses, nach dem sie den Namen trug.

„Jetzt warten wir am besten, bis es hell genug ist, um sehen zu können,“ entschied Cummingham.

Klar, daß wir seinem Rat folgten. Als die Dunkelheit einem grünlichen Dämmerlicht gewichen war, lotste er uns durch eine schmale Einfahrt in eine zweite, noch engere Bucht.

„Ich denke, wir können hierbleiben. Es ist hier sicher genug.“

Es gibt eine einfache Methode, mit einem *Springer* an Land zu gehen. Man sucht sich eine baumfreie Stelle, gibt Gas und jagt ihn einfach hinauf. Ich tat das. Es klappte ausgezeichnet. Ein Ruck, und wir standen unter Bäumen.

Wir richteten uns, so gut es ging, häuslich ein. Angenehm war die Umgebung nicht. Die Feuchtigkeit kroch uns die Beine hoch, aber es half nichts, wir mußten bis zur Dunkelheit aushalten. Mit ein paar Konserven hatten wir uns eingedeckt. Viel war es nicht, was wir unserem Gaumen anbieten konnten, denn der *Springer* war ohnedies bis an die Grenzen seiner Tragfähigkeit durch uns drei ausgelastet, und Waffen und Benzin waren uns wichtiger erschienen als Lebensmittel.

Wir frühstückten nebeneinander auf einem umgestürzten Baumstamm, und als dann die Zigaretten brannten, kamen wir auf unser eigentliches Thema zu sprechen.

„Wir können meiner Ansicht nach zwei Dinge tun,“ sagte ich auf eine Frage Phils. „Wir können abreisen, nachdem wir das Boot sicher untergebracht haben. Slim würde von Zeit zu Zeit danach Schauen und es in Ordnung halten. Nach drei oder vier Monaten, wenn der *Mississippi-Pirat* sich sicher wähnt und glaubt, daß es auf dem Fluß wieder ruhiger geworden ist, wird er wahrscheinlich sein Handwerk wieder aufnehmen. Dann, nach der ersten Zeitungsmeldung über einen neuerlichen Überfall, reisen wir heimlich an, holen das Boot und bei dem nächsten Ding, das er dreht, fassen wir ihn.“

Phil schnitt ein Gesicht.

„Gefällt dir nicht?“ fragte ich. „Mir auch nicht, und so bleibt noch etwas übrig, aber das können wir nicht ohne unseren Freund Slim.“ Ich wandte mich dem Fischer zu. „Slim, wollen Sie versuchen, uns ein zweites Mal zu helfen?—Wir werden etwas mehr tun, um Sie zu schützen, aber niemand kann dafür garantieren, daß man nicht einen zweiten Angriff auf Sie versucht.“

Er blinzelte mich aus seinen blauen Augen pfiffig an.

„Mr. Cotton,“ sagte er gemächlich, „finden Sie nicht, daß ich mit den Burschen, die sich nicht scheuen, einen alten Mann ins Wasser zu werfen, eine alte Rechnung habe?—Wenn Sie mir eine Gelegenheit geben, diese Rechnung zu kassieren, bin ich immer dabei.“

„Fein, Slim, wir fangen also von vorne an.—Ich äußerte schon bei unserer ersten Begegnung die Ansicht, daß sich die Mannschaft des Piraten aus Männern rekrutiert, die sich normalerweise irgendwie am Fluß herumtreiben. Ich halte diese Männer, wie ich schon sagte, nicht unbedingt für Gewohnheitsverbrecher. Sie können auf die politischen Parolen von der *Südstaaten-Befreiung* hereingefallen

sein. Von diesen Männern ist einer tot und einer verwundet. Es muß doch, zum Teufel, herauszubekommen sein, wo ein oder zwei Männer verschwunden sind.— Als Sie damit anfangen wollten, Slim, haben Sie es gleich besorgt bekommen. Haben Sie Mumm genug in den Knochen, es trotzdem noch einmal zu versuchen?“

Cummingham nickte nur.

„Gut. Es wird darauf hinauslaufen, daß Phil ständig bei Ihnen sein wird, Slim, um nach Möglichkeit zu verhindern, daß man Ihnen zum zweiten Mal ein Bad im Fluß zumutet. Ich selbst werde vorläufig mit dem Boot im Versteck bleiben... abwarten, was Sie und Phil herausbekommen. Wann wir zu einem neuen Schlag ausholen können, hängt von dem Erfolg Ihrer Feststellungen ab.“

Das war die lockere Planskizze für die nächste Zeit, wobei wir unter diesem Begriff durchaus drei oder vier Wochen verstanden.

Am Abend, als wir unsere *Mississippi* wieder in den Mississippi schoben, begann es zu regnen, ein richtiger dicker Landregen.

„Das hört jetzt vor drei Wochen nicht wieder auf,“ erklärte Cummingham.

Wieder arbeiteten wir uns den Fluß hinauf und gegen Morgen sagte Slim: „Wenn Sie jetzt ein wenig aufdrehen, dann schaffen wir es noch vor Tagesanbruch, in den endgültigen Unterschlupf zu kommen. Wir befinden uns jetzt ziemlich genau gegenüber von Basqueville.“

Ich drückte den Gashebel tiefer ein. Das Boot nahm sofort Fahrt auf. Cummingham stieß einen Pfiff aus.

„Ich glaube sicher, daß der Kahn schneller ist als das Boot des Piraten,“ hörte ich ihn durch den Motorenlärm rufen.

Zehn Minuten später befahl er, zu drosseln, und dirigierte uns wieder in eine Bucht, in der wir das Tageslicht abwarteten.

Es handelte sich dieses Mal um einen langen, schmalen Schlauch, der keinen zweiten Ausgang zu haben schien.

„Dort auf die Stelle zwischen den beiden Bäumen zu,“ zeigte Cummingham.

„Wollen wir dort landen?“

„Nein, fahren Sie langsam!“

Zwischen den Bäumen war ein Abstand von vielleicht zehn Yards. Eine dichte grüne Wand, gebildet aus Lianen, Schilfgestrüpp und allerlei Sumpfpflanzen, schloß an dieser Stelle die Bucht ab.

Wir glitten auf den Pflanzenvorhang zu.

„Heh, wir rennen auf Grund!“ sagte Phil, aber Cummingham beharrte: „Fahren Sie!“

Die Lianen schlugen uns in das Gesicht. Es wurde dunkel um uns, eine merkwürdig grüne Dunkelheit.

„Etwas mehr Gas!“ hörte ich die Stimme des alten Fischers.

„Es dauert nur fünf Minuten!“ Offenbar fuhren wir durch einen engen Schlauch. Die grüne Dunkelheit wurde lichter um uns. Wir brachen durch das letzte Gewächs und sahen vor uns eine große, fast kreisrunde Wasserfläche, ringsum von einem Urwald umschlossen.

„Na?“ fragte Slim nicht ohne Stolz. „Glauben Sie, daß Sie hier vor Entdeckung sicher sind? Die verwachsene Einfahrt ist die einzige Eindringungsmöglichkeit, denn das hier ist ein Sumpfsee, und durch die Sümpfe ringsum gibt es keinen Pfad.“

„Steht dort nicht 'ne Hütte?“ fragte Phil.

„Habe ich gebaut,“ erklärte der Alte. „Hier halte ich mich auf, wenn die Biber in den Sümpfen ihre Paarungszeit haben und unvorsichtig werden.“ Die primitive Holzhütte besaß einen gemauerten Ofen und einen Vorrat trockenen Holzes. Auch eine Pritsche mit Strohsack war vorhanden.

Wir packten aus, was sich im Boot befand und richteten uns ein.

In der folgenden Nacht setzte ich Phil und Cummingham etwas oberhalb von Basqueville am gegenüberliegenden Ufer an Land und kehrte in das Versteck zurück.

So, da saß ich nun im Sumpfbereich des Mississippi, allein in einer Fallenstellerhütte mit einigem Lebensmittelvorrat und einer Maschinenpistole, die ich gut eingölt halten mußte, denn es regnete praktisch ununterbrochen. Immer wieder öffnete der Himmel seine Schleusen, versiegte stundenweise zu einem dünnen Tröpfeln und goß dann wieder wie aus Kübeln.

In der Nacht quakten die Frösche im Sumpf. Irgendwelches anderes Viehzeug heulte, und einmal hörte ich das harte Kiefernklappen eines Alligators.—Nein, gemütlich war das nicht, und ich konnte mich beglückwünschen, daß ich nicht eben ein schreckhaftes Gemüt besaß, als die Morgennebel allerhand undeutliche Spukgestalten über dem Wasser des Sees wallen ließen.

Mit Phil war eine Verabredung mitten auf dem Fluß für die zweite Nacht um ein Uhr getroffen worden. Er wollte in Cumminghams Ruderboot kommen.

Es war nicht leicht, auf dem dunklen Fluß zueinander zu finden, aber wir morsten uns mit Taschenlampen an, und so ging es.

Cummingham und Phil brachten mir Lebensmittel, Frischwasser, eine Sturmlaterne und anderes Zeug.

„Neues?“ fragte ich, als die Übernahme beendet war.

„Noch nicht. Ich habe das Hotel mit Cumminghams Hausboot vertauscht. Ich hoffe, das wird jeden davon abhalten, ihm auf den Leib zu rücken. Von dir habe ich erzählt, daß du wegen der unglücklichen Sache mit der MARGUERITE abgerufen worden bist, und daß wir vorläufig nichts unternehmen, bis ein neuer Mann zur Leitung der Piratenjagd von Washington bestimmt wird. Ich hätte nur Cummingham zu schützen.—Inzwischen war ich mit dem Wagen in Memphis und habe uns von Thamp diese Dinger besorgt, die uns sicherlich nützen werden.“

Er überreichte mir einen rechteckigen, ungefähr eine Elle langen Gegenstand.

„Oh, das war eine glänzende Idee,“ bestätigte ich und wog das Ding in der Hand.

Es war eines jener kombinierten Sprech- und Empfangsgeräte, wie sie während des Krieges konstruiert worden sind, um die Verbindung zwischen Truppe und Stab halten zu können. Die Dinger haben eine ausziehbare Antenne, eine starke Batterie, ein Mikrofon und eine Empfangs-Anlage. Sie stellen etwas Ähnliches dar, wie ein drahtloses, batteriebetriebenes Telefon. Ihre Sendefähigkeit reicht über ungefähr zehn Meilen, und man kann sie überall mit hinschleppen.

„Ich habe das gleiche,“ sagte Phil. „Die Wellen sind aufeinander abgestimmt. Wir wollen Rufzeiten vereinbaren!“

Wir wurden uns rasch einig. Alle drei Stunden sollte Phil mich rufen, den letzten Ruf nachts um eins, den ersten wieder morgens um sieben. Da in meinem Gerät auch ein Summer eingebaut war, konnte er mich zwischendurch notfalls alarmieren.

Es ist nicht schön, zur Untätigkeit verdammt in einem Sumpfsee zu sitzen. Außerdem bin ich ein Mensch, der gern gutes Wetter hat und dem eine miese Witterung auch miese Laune bereitet, und mies war die Witterung wahrhaftig. Es schien einfach nicht mehr aufhören wollen zu regnen. Nachts, wenn ich aufwachte, hörte ich den Regen monoton auf das Schindeldach der Hütte klopfen. Morgens, wenn ich aufstand, blickte ich in eine grauverhangene Welt, in der es von allen Blättern tropfte. Der Mississippi stieg sichtbar. Wenn er sich im wesentlichen auch noch in seinem üblichen Bett bewegte, so hatte man doch den Eindruck, als sei der ganze Fluß geschwollen wie eine riesige Pythonschlange. Das Wasser brauste schneller, wurde gelber, trüber, schlammiger. Es vermittelte das Gefühl einer Urgewalt, der nichts Einhalt gebieten konnte, falls sie ausbrechen würde.

Der drahtlose Telefonverkehr zwischen Phil und mir klappte ausgezeichnet. Wir beschränkten zwar unsere Gespräche auf die notwendigen Mitteilungen, um die Batterien zu schonen, aber aus Phils Berichten ging doch hervor, daß die beiden, er und Cunningham, sich gewaltig ins Zeug legten. Ihre Tätigkeit war am besten mit dem Ausdruck „sich umhorchen“ zu bezeichnen. Cunningham trat in die Hütten der Hausboote, sprach mit den Leuten, die ihn als einen der ihren betrachteten, und erkundigte sich nach diesem und jenem. Es waren Gespräche, wie sie unter Nachbarn üblicherweise geführt werden, aber der alte Slim war hellhörig genug, um sich sofort zu merken, wenn erzählt wurde, daß der eine oder andere Mann der Bekanntschaft eine neue Arbeit irgendwo gefunden haben sollte und daher abgereist sei. Geschickt steuerte er dann das Gespräch so, daß er erfuhr, seit wann der Mann aus der Gegend fortgegangen sei, ob er sich selbst verabschiedet habe und was man sonst noch über ihn wüßte. Paßten Zeit und Umstände zusammen, dann ließ Phil durch Thamp in Memphis oder durch Cachot in New Orleans den angeblichen neuen Aufenthaltsort des Mannes nachprüfen. Sie hatten bisher fünf oder sechs solcher Fälle entdeckt. Die Nachforschungen durch die örtlichen FBI-Stellen liefen noch. Sicherlich würden sich neunzig oder sogar neunundneunzig Prozent als harmlos und korrekt herausstellen, aber vielleicht war auch der eine Mann darunter, der nie dort angekommen war, wohin er angeblich gegangen sein sollte.

Ungefähr eine Woche lang arbeitete das eigentlich so ungleiche Gespann unermüdlich. Ich traf während dieser Zeit nur einmal mit ihnen zusammen, hauptsächlich, um regenfeste Kleidung in Empfang zu nehmen, die ich mir ausgebeten hatte, denn es regnete immer noch, und Cunningham sagte bei diesem Zusammentreffen:

„Noch vier Tage Regen, und Sie werden Ihr Versteck aufgeben müssen. Zwischen dem Sumpfsee und dem Fluß liegt eine kleine Anhöhe, aber sobald er diese überflutet hat, bricht er mit einiger Gewalt in das Sumpfgebiet ein.“

Das passierte schon in der dritten Nacht nach dieser Zusammenkunft. Ich wurde davon wach, daß sich ein neues Geräusch in das ewige Regentrommeln mischte, ein Rauschen, wie von einem kräftigen Bach. Als ich mit der Taschenlampe in der Hand vor die Tür trat, strudelte es schon zu meinen Füßen. Der See hatte sich so weit gehoben, daß der Pflock, an dem mein Boot angeleint war, bereits überspült wurde. Das sonst so stille Seewasser war überdies in Bewegung geraten. Der *Mississippi* trieb in kleinen Kreisen rund um den Leinplock.

Fluchend trug ich die wichtigsten Dinge aus der Hütte zum Boot. Zum Glück besaß ich inzwischen Gummistiefel. Ich verstaute den Kram möglichst wasserdicht unter dem Zelttuch, mit dem ich das Boot abgedeckt hatte, kroch dann selber darunter und legte mich möglichst bequem zurecht. Einzuschlafen wagte ich nicht mehr, denn wenn ich mich im Schlaf auf die Seite wälzte, konnte es passieren, daß ich dabei den ganzen Kahn mit ins Wasser riß. Gegen Morgen hörte es auf zu regnen, und als um sieben Uhr der Summer im Gerät Phils Ruf ankündigte, war sogar die Sonne durch die Wolken gebrochen. Bei meiner Hütte stand freilich das Wasser bis zu den beiden Fensteröffnungen.

„Morgen, Jerry,“ sagte Phils Stimme, als ich das Empfangszeichen gegeben hatte. „Wie geht’s?“

„Schlecht,“ antwortete ich. „Heute nacht hat das Wasser mich von meinem Strohsack getrieben. Frage mal Cummingham, was er vom Wetter hält, und ob dieser verdammte Fluß nun fallen wird, nachdem der Regen auf gehört hat!“

Phil erkundigte sich.

„Er meint, es wird höchstens zwei Tage trocken bleiben, und der Fluß wird in dieser Zeit nicht viel fallen, freilich genug, daß du in die Hütte zurück kannst.“

„Danke! Sonst besonderes?“

„Leider nichts! Brauchst du irgend etwas?“

„Danke, im Augenblick nichts, aber erkundige dich schon vorsorglich nach einem guten Heilmittel gegen Rheumatismus. Ich werde es bestimmt brauchen.—Schluß!“

Gegen Mittag bemerkte ich, wie das strudelnde Seewasser sich plötzlich zu verlaufen begann. Der Fluß mußte bis unter die Anhöhe, von der Cummingham gesprochen hatte, gesunken sein. Der See erhielt keinen Zufluß, und der Wasserstand sank rasch. Innerhalb einer Stunde konnte ich die Blockhütte wieder betreten. Ich tat es aus Spaß und Langeweile. Zu benutzen war sie nicht, denn die kurze Überschwemmungszeit hatte genügt, um den Boden und die Wände bis zu vier Fuß Höhe völlig zu verschlammen.

Um sechs Uhr empfing ich Phils Abendruf.

„Hör zu,“ sagte ich, sobald er in der Antenne war, „das Wasser ist abgelaufen, aber in die Hütte kann ich wegen des Schlammes doch nicht zurück. Ich fürchte, wir werden bald abbrechen müssen. Mehr als zwei oder drei Nächte kann ich auf dem Kahn nicht durchhalten.—Was denkst du?“

„Am besten kommst du nach Einbruch der Dunkelheit auf den Fluß,“ antwortete er. „Cummingham und ich haben eine Feststellung gemacht, die vielleicht interessant ist. Wir müssen sehen, ob es sich lohnt, in der Sache etwas zu unternehmen.“

„Okay, ich komme. Ich bin heilfroh, wenn ich aus der Pfütze mal herauskomme.“

Gerade als ich den Motor anwarf, um mich durch den Pflanzenschlauch ins offene Wasser hinauszukuälen, fielen die ersten Tropfen eines neuen Regens, und dann verwandelte sich die Luft in Sekundenschnelle in eine Wasserwand.

—Ich gebe zu, es war nicht ganz fein, was ich vor mich hinbrummelte, während ich mit Steuer und Taschenlampe hantierte. Ich atmete auf, als ich freies Wasser erreichte, denn der Hochstand des Flusses hatte die Passage der verwachsenen Durchfahrt noch schwieriger gemacht.

Wenn man in einem kleinen Boot sitzt, fühlt man die Gewalt des Wassers, auf dem man schwimmt, bis in die Arme hinein, die das Steuer halten. Ich trieb mich nun schon lange genug auf dem Mississippi herum, um ein wenig von ihm zu verstehen. Das war geradezu ein anderer Fluß, auf dem ich jetzt schwamm, als jener, der mich bei meiner Ankunft getragen hatte. Sein Wasser schoß mit einer vielfachen Kraft talabwärts. Auch hatte er eine andere Stimme bekommen. Er rauschte nicht mehr. Aus der Tiefe seines Bettes schien ein Geräusch zu kommen, das sich wie das dumpfe Grollen vor einem Erdbeben anhörte.

Ich ließ meinen Kahn schräg gegen die Strömung zur Flußmitte knattern, und als ich sie erreicht zu haben glaubte, drehte ich seine Nase voll in die Strömung und gab gerade soviel Gas, daß sich Motorenkraft und Wassergewalt ungefähr die Waage hielten. Mit der Handlampe funkte ich das verabredete Blinkzeichen in kurzen Abständen in die Richtung, wo ich hinter der schäumenden Regenwand Basqueville vermutete.

Es dauerte über eine halbe Stunde, bis ich endlich ein gutes Stück stromabwärts einen Lichtpunkt in verabredetem Rhythmus aufflackern sah. Ich wendete und fuhr ihnen entgegen.

„Hallo!“ rief Phil, als unsere Fahrzeuge sich einander auf Rufweite genähert hatten. „Das ist eine Schinderei erster Klasse, bei diesem Wetter gegen die Strömung anzurudern. Kannst du uns nicht irgendwie in Schlepp nehmen? Wir können den Kahn sonst nicht gegen die Strömung halten.“

Wir hantierten mit den Leinen. Es war in der Dunkelheit und auf dem grollenden Strom geradezu ein Manöver auf Leben und Tod, bis ich sie endlich längsseits hatte, und nun auch ihr Ruderboot mit meiner Motorenkraft gegen den Strom halten konnte.

Phil stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Puh,“ stöhnte er, „soviel Wasser ist in meinem Leben noch nicht über mich ausgeschüttet worden. Dabei war ich als Kind ausgesprochen wasserscheu und schrie, wenn ich gewaschen werden sollte.—Ob es möglich sein wird, in dieser Sintflut eine Zigarette anzuzünden?“

Er versuchte es, aber er hatte kein Glück damit. Mir gelang es unter dem schützenden Segeltuch besser. Ich zündete drei Stäbchen an und reichte sie hinüber. Wir rauchten, indem wir den Tabak in der hohlen Hand vor Nässe schützten.

„Was also war los?“ fragte ich.

„Am besten erzählt es dir Cummingham selbst.—Los, Slim!“

„Also, das war so,“ begann Slim in seiner bedächtigen Art. „Ich dachte mir, heute informierst du dich einmal bei den Leuten, die ganz am Südstrand des Bezirkes Basqueville wohnen. Ihre Hausboote liegen fast fünf Meilen vom Rathaus weg, aber sie gehören noch zum Distrikt.—Wissen Sie, G-man, das Hochwasser bietet mir einen guten Vorwand, die Flußbewohner zu besuchen. Sie wissen alle, daß ich etwas vom Mississippi verstehe, und sie hören gern meine Meinung darüber, ob der Fluß dieses Jahr wieder so hoch steigen wird wie vor sieben Jahren, als er selbst die Kirche von Basqueville unter Wasser setzte.—Schön, ich unterhielt mich also mit Jonathan Lyberman, der in der Holzmühle arbeitet, dann mit Esra Father, der vom Fischfang lebt. Er lud mich zum Essen ein. Am Nachmittag ging ich dann zu Jean Subot, dem das letzte Hausboot in dieser Reihe gehört. Mit Jean Subot hat es seine besondere Bewandnis. Ich glaube nicht, daß er je im Leben

gearbeitet hat. Jedenfalls, solange ich ihn kenne, rührt er keine Hand und alles, was er sich im Leben zu erreichen wünscht, ist soviel Whisky, daß er darin baden kann. Er wäre längst verhungert und verdurstet, wenn er nicht einen Sohn besäße. Jean Subot jun. ist Arbeiter in der gleichen Holzmühle wie Jonathan Lyberman. Wenn dem alten Subot der Whisky bis zum Kragen steht, erzählt er immer, in welch großartigen Verhältnissen er sich befände, wenn die verdammten Yankees nicht den Krieg gegen den Süden gewonnen und die Sklaverei der Neger aufgehoben hätten. Denn sein Vater soll während des Bürgerkrieges seine großen Güter verloren haben.—Wir haben Subots Gerede nie ernst genommen. Hier unten im Süden laufen die Landstreicher zu Tausenden herum, deren Familien angeblich vor rund hundert Jahren die Herren im Lande gewesen sein sollen. Subots verrottetes Hausboot hängt voll mit Erinnerungsbildern an weiße Landhäuser, riesige Baumwollfelder, schnurrbärtige Südstaatenoffiziere usw.—Ich machte also meinen Besuch bei dem Alten, während Mr. Decker draußen im Regen wartete. Ich hatte eine Taschenflasche voll Whisky bei mir, und wir tranken uns eins.—Auf einmal öffnet sich die Tür, und der junge Subot tritt ein, und im Handumdrehen geht der Krach los. Er schreit seinen Vater an, warum er hier mit mir säße und sich von mir aushorchen ließe. Er nannte mich einen verdammten Spitzel, der die dreckigen Geschäfte der Nordstaaten-Spitzel besorgte. Kurz und gut, er warf mich hinaus, und wahrscheinlich hat es nur die Anwesenheit von Mr. Decker verhindert, daß er mich nicht in den Fluß warf. Er war erheblich in Fahrt. Okay, ich kletterte also wieder zu Mr. Decker ins Boot und machte mir meine Gedanken über Subots jun. hitziges Benehmen. Ich erinnerte mich an manches, was ich über ihn gehört hatte. Der junge Jean ist ein ordentlicher Bursche und fleißiger Arbeiter, aber der Spleen seines Vaters rumort auch in seinem Gehirn. Sie werden das als Leute aus dem Norden kaum richtig verstehen können, aber es gibt immer noch hier im Süden die Angehörigen der ehemals großen Familien, die den Reichtum, das Herrendasein und den plötzlichen, völligen Zusammenbruch ihrer Großeltern nach dem Bürgerkrieg einfach nicht vergessen können und nicht vergessen wollen. Immer noch glauben sie, es gäbe eine Möglichkeit, das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen, und sie glauben um so fester daran, je schlechter es ihnen geht. Jean Subot sen. und jun. gehören zu diesen Leuten, nur daß der Alte seinen Kummer in Whisky ertränkt, während dem Jungen ein Handeln wohl zuzutrauen wäre. Wir ruderten also noch einmal zum Hausboot von Jonathan Lyberman zurück, und ich brachte den alten Jo dazu, mit mir über die Subots zu sprechen, besonders über den Jungen, der mit ihm in der Holzmühle am gleichen Sägegatter steht. Im Handumdrehen fielen vier Namen von jungen Leuten, mit denen Jean jun. öfter zusammensteckte. Verstehen Sie recht, Mr. Cotton. Wir plauderten darüber, wie alte Leute sich zu unterhalten pflegen, wenn sie nichts anderes zu tun haben und draußen der Regen rauscht. »Na ja«, sagte der alte Jonathan, »Crosby Crow hat ja nun sein Glück gemacht.« Er habe plötzlich einen Matrosenposten auf einem Frachter bekommen, und von dort aus sei es leicht, auf einen Seedampfer überzuwechseln, wo viel bessere Löhne gezahlt würden. Crow würde sicherlich sobald nicht nach Basqueville zurückkommen, und wenn, dann nur als gemachter Mann. Fisco Bud dagegen sei vom Pech verfolgt. Vor zwei Jahren hätte er erst einen schweren Beinbruch gehabt, und jetzt habe ihm beim Baumfällen ein Baum die Schulter zerschlagen. Er läge in New Orleans im Krankenhaus. Den beiden

anderen, Allan Rugger und John Past, ging es ja nicht schlecht, aber sie kämen genau wie Jean Subot selbst nicht recht vom Fleck.—Lyberman schwatzte noch allerhand, was alte Leute so zu reden pflegen, daß die Jungen heute nicht ernsthaft genug arbeiteten, aber ich dachte, es sei nun genug, was ich wüßte.“

„By Jove, das ist genug, Slim,“ freute ich mich, „und wenn im nächsten Jahr die Sheriffwahl stattfindet, dann sollten Sie sich als Kandidat aufstellen lassen. Eine Empfehlung von uns ist Ihnen sicher.—Es paßt genau. Die Matrosenanheuerung von Crosby Crow, das ist in Wirklichkeit sein Tod unter der Maschinenpistolenserie im Fluß. Buds verdankt die zerschlagene Schulter nicht einem Stamm, sondern Ihrer Kugel, Slim. Und *John* und *Allan* waren die beiden Namen, die Crow rief, als er im Fluß zu ertrinken drohte, und die Kugeln des Chefs ihn stumm machten.“

„Dann besteht also die Bande aus folgenden Mitgliedern,“ stellte Phil fest. „Jean Subot, Allan Rugger, John Past als politische Hitzköpfe, die mit ihrer Beteiligung an der Piraterie irgend einer obskuren Idee zu dienen glauben und vielleicht nie einen Heller vom Erlös des Raubes gesehen haben. Von der gleichen Art ist Fisco Bud, der angeblich im Krankenhaus liegt, wahrscheinlich aber sich im Versteck des Bootes aufhält, und Crosby Crow, der irgendwo am Grunde des Mississippi oder in einem der Sümpfe liegt. Diese fünf sind die Verbrecher aus Leidenschaft, gewissermaßen Verbrecher, ohne es zu wissen. Verführte. Es bleibt der wirklich verbrecherische Kopfteil zusammenzustellen. Dazu gehörte mit Sicherheit Fosco Brooderick. Wahrscheinlich auch sein Kumpan, der mit ihm aus dem Gefängnis entlassen wurde, John Fertigan. Bleibt die einzige Frage: Gibt es noch einen dritten Mann, der der eigentliche Führer ist, oder spielten Fosco und John gemeinsam die Rolle des *Mississippi-Piraten*? Das heißt also: Ist nun, nach Broodericks Tod, John Fertigan der Pirat?“

„Wir werden es in dem Augenblick wissen, in dem wir dem Herrn die weiße Kapuze vom Kopf ziehen.“

„Wir nehmen also Subot, Rugger und Past fest?“

Ich zögerte eine Minute lang mit der Antwort.

„Und wenn sie nun nicht wissen, wer der Pirat ist?“ fragte ich zurück. „Wenn er auch ihnen stets nur in der Vermummung begegnete? Dann fangen wir die Glieder ohne Kopf.—Nein,“ entschloß ich mich. „Ich möchte noch warten. Telefoniere mit New Orleans! Cachot soll sich erkundigen, ob ein gewisser Fisco Bud nicht doch dort in einem Krankenhaus liegt.“

„Sie können nicht mehr warten, Mr. Cotton,“ drang Cummings ruhige Stimme durch den Regen. „In spätestens zwei Tagen ist hier die Hölle los. Die Hochwasserstationen melden, daß die Talsperren im Missouri-Gebiet bis an den Rand gefüllt sind und überzulaufen drohen. Wenn sie laufen, dann kommt das Wasser in Wellen, und sie haben hier keinen Fluß mehr, sondern eine Wasserwüste, und der Strom versteht dann keinen Spaß. Ich wüßte auch nicht, wo Sie Ihr Boot dann noch länger verstecken wollen.“

„Steht es fest, daß die Sperren überlaufen werden?“

„Ich glaube, es ist ziemlich sicher. Der Wetterbericht meldet anhaltenden Regen. Die Nebenflüsse führen mehr Wasser als seit einem Jahrzehnt, und die Frachtschiffe, die sich auf dem Unterlauf befanden, haben alle Befehl bekommen, sich

flußaufwärts auf den Weg zu machen, um die gefährdeten Gebiete oberhalb Memphis evakuieren zu helfen.“

„Wie lange, glauben Sie, haben wir noch Zeit, Slim, bis es hier richtig rund geht?“

„Achtundvierzig Stunden, Mister. Länger auf keinen Fall.“

Ich schüttelte mir das Wasser aus dem Gesicht.

„Phil, hol Jean Subot heraus.“

„Wohin?“ fragte er.

„Hierher auf den Fluß.“

„Und der Alte?“

„Mach es so, daß er es nicht merkt!—Wenn Subot wirklich Mitglied der Bande ist, wird er sich nicht darüber wundern, wenn sein Sohn länger abwesend bleibt.—Ich warte.“

„In Ordnung,“ nickte Phil. „Los mit den Leinen, Slim!“

Drei, vier Ruderschläge, und die regendurchtobte Dunkelheit hatte sie verschluckt.

Anderthalb Stunden später waren sie wieder zurück. Auf der Heckbank saß ein schlanker, etwas mehr als mittelgroßer Mann im Ölzeug, der den Kopf hängen ließ, wie ich beim kurzen Aufblitzen einer Taschenlampe sah.

Phil hat mir später erzählt, auf welche Weise er den jungen Subot aus der Wohnung holte. Das Hausboot lag allein. Zwischen den Läden schimmerte Licht. Phil kletterte auf die Plattform und piff leise, so daß es sich wie ein Signal anhörte. Beim dritten Versuch ging die Tür auf, und Jean Subot jun. steckte den Kopf heraus. Blitzschnell packte Phil ihn am Kragen, zog ihn heraus und drückte ihm den Lauf der Null-acht gegen den Leib. Der Junge war ein Hitzkopf. Als er sich gefaßt hatte, wollte er sich trotz der Null-acht in Phils Hand mit ihm anlegen. Da Phil in keiner Weise die Absicht hegte, ihn zu durchlöchern, mußte er ihm zwei harte Sachen schicken.

Subot stürzte auf das nasse Deck des Hausbootes. Phil benutzte die kurze Ohnmacht, um auf den Zehenspitzen ins Haus zu schleichen und sich nach dem Alten umzusehen. Er fand Subot sen. in einem alten Schaukelstuhl schlafend, und eine leere Flasche schlechten Gins ließ darauf schließen, daß sein Schlaf außerordentlich tief und fest war.—Draußen fand Phil den Jungen damit beschäftigt, wieder zu Verstand zu kommen. Da der Bursche wieder Krach anfangen wollte, legte Phil ihm einfach Handschellen um. Er zwang ihn, sich sein Ölzeug aus der schwimmenden Hütte zu holen. Der Alte schnarchte weiter und bemerkte nichts davon. Sie verfrachteten Jean ins Ruderboot. Alles, was er noch sagte, war, als er Cunningham bemerkte: „Dir werden wir es noch heimzahlen.“

Mit dem neuen Gast fanden wir uns auf der Flußmitte wieder zusammen. Es war das Verhör meines Lebens, das an der verrücktesten Stelle stattfand, die für solche Zwecke wahrhaftig nicht geeignet war, mitten auf dem Mississippi in zwei aneinandergeleiteten Booten.

Ich begann ziemlich massiv.

„Du bist eines von den Mitgliedern der Piratenbande, Subot. Außerdem gehören Past, Rugger und Bud hinzu. Crow und Fosco Brooderick sind tot.“ Phil, der neben ihm saß, bemerkte eine plötzliche Kopfbewegung in der Dunkelheit und sagte:

„Daß Brooderick tot war, scheint er noch nicht gewußt zu haben.“

„Doch, Subot, Brooderick ist ebenso tot wie Crosby Crow. Glaub nicht, wir hätten ihn erschossen! Dein Chef erschoss ihn, genau wie er auch Crow tötete.“

Ich feuerte ins Blaue, aber ich traf augenscheinlich ins Schwarze.

„Kümmert euch nicht um Dinge, die ihr nicht versteht,“ schrie der Junge—er mochte drei- oder vierundzwanzig Jahre alt sein.

„Ich weiß, Jean,“ antwortete ich eine Spur milder. „Ich kann mir genau vorstellen, was der Chef euch erzählte; als er Crow erschoss. Es mußte sein, sagte er. Er hätte sonst unsere ganze Organisation verraten. Der einzelne bedeutet nichts, das Ziel alles, und was ähnlicher Unsinn mehr ist.—Wenn du in der Schule besser aufgepaßt hättest, dann wüßtest du, daß alle Leute, die andere für ihre Ziele mißbrauchen, solche Phrasen dreschen.—Was ist dir von dem großen Mississippi-Piraten erzählt worden?—Nicht wahr, ihr sammelt nur die Gelder für einen großen Kampffond, um den Süden von der schwarzen Sklaverei zu befreien!?!—Nicht wahr, der Chef rührt keinen Pfennig von den Geldern an, die ihr raubt? Alles kommt in einen Sparstrumpf, um eines Tages Waffen kaufen zu können, und die Neger wieder zu dem zu machen, was sie waren, zu Sklaven, von denen ihr in Freuden leben könnt.—Aber ich möchte dich eins fragen, Jean Subot: Verwaltest du vielleicht diese Gelder? Verwahrst du nur einen Teil davon? Hast du den Schatz, der doch schon eine Menge Dollar betragen muß, überhaupt je gesehen?“

Ich schwieg, und er antwortete nicht gleich, aber dann schrie er: „Jawohl, ich habe ihn gesehen.“ Es war klarer als die Regentropfen, die ununterbrochen auf uns niederprasselten, daß er log. Ich stellte ganz sachlich fest:

„Du lügst.“

Überflüssig, zu erwähnen, daß er selbst mit dieser Lüge zugegeben hatte, zur Bande zu gehören. Er war eben ein Hitzkopf und konnte seine Zunge nicht im Zaume halten.

Ich hatte—so schien es—einen der schwachen Punkte in der Vorstellung dieser jugendlichen Wirrköpfe berührt. Auch ihnen mochte hin und wieder der Verdacht auf gegangen sein, daß der Mississippi-Pirat, dem sie sich aus idealistischen Gründen zur Verfügung gestellt hatten, nicht ehrlich mit ihnen spielte, daß er ihre politischen Wünsche für seine egoistischen Ziele ausnutzte. Aber sicherlich hatten sie diesen Verdacht immer wieder unterdrückt. Ich hieb weiter in die Kerbe.

„Dafür, daß Crow erschossen wurde, hast du ja vom Chef einige Gründe zu hören bekommen, aber er hat euch nicht unterrichtet, daß auch Brooderick an Kugeln aus seiner Maschinenpistole starb. Warum nicht? Wenn er aus idealistischer Notwendigkeit erschossen wurde, konnte er es euch doch ruhig erzählen?“

„Ich kenne den Namen nicht,“ sagte er leise.

„Du hast doch vorhin zugegeben, daß du den Sparschatz des Piraten gesehen hast. Also gehörst du zur Bande. Fosco Brooderick gehörte auch dazu, und also kennst du ihn.“

Er gab das Leugnen auf. „Ich glaube nicht, daß er tot ist.“

„Wir können dir die Bilder zeigen, die im FBI-Archiv in New Orleans liegen.“

„Wahrscheinlich habt ihr ihn erschossen.“

„Ich sagte dir schon, daß wir es nicht taten, aber ich kann dich nicht zwingen, mir zu glauben.—Wußtest du übrigens, daß Fosco ein alter Gangster war, der einige Male hinter Gitter saß?“

„Die Regierung sperrt viele Leute aus politischen Gründen unter irgendwelchen Vorwänden ein, weil sie den Yankees hörig ist.“

Es war ein hanebüchener Blödsinn, den er da von sich gab, aber es war seine politische Meinung, und von nichts ist ein Mensch schwerer abzubringen, als von dem verrückten Bild, das er sich über den Gang der öffentlichen Dinge gemacht hat, und von der Vorstellung, in welcher Richtung diese Dinge eigentlich laufen müßten und in die er sie biegen will.—Ich bin kein Versammlungsredner, und ich kümmere mich um die Nachrichten, in denen über den Schnupfen des Außenministers im Zusammenhang mit der kritischen Lage in Süd-Ostasien berichtet wird, einen feuchten Kehricht. Ich hätte diesem wirrköpfigen Jean Subot am liebsten eine reingehauen und gesagt: „Hier sind ein paar Leute erschossen worden, neben einigen sonstigen Verbrechen, und ich will den Mann, der das auf dem Kerbholz hat.“ Leider war das bei der Art des Jungen die falsche Methode, und ich mußte sanft bleiben.

„Hör zu, Jean,“ begann ich von neuem. „Du und deine Leute, ihr seid an der Nase herumgeführt worden. Ihr seid mißbraucht worden, und es ist jetzt an der Zeit, damit Schluß zu machen. Glaubst du wirklich, ein Mann, der sich der Gewalt bedient, könnte euer Ziel erreichen? Wege, bei deren Beschreiten gegen die Gesetze verstoßen wird, führen immer in eine Sackgasse. Eine gute Sache muß auch mit guten Mitteln durchgeführt werden. Mach Schluß mit der Piraterie, die dir selbst schon unheimlich geworden ist. Wo ist das Boot? Wer ist der Mississippi-Pirat?“

Wieder war für zwei Minuten nur das Rauschen des Regens und das merkwürdige Grollen des Stromes zu hören. Ich ließ ihm Zeit, aber er reagierte doch anders, als ich hoffte. Vielleicht wußte er, daß er im Unrecht war, aber konnte nicht zugeben, daß alles falsch war, was er getan, und was er mit angesehen hatte. Er brach plötzlich aus, und er schrie mit einer gellenden Stimme wie ein Hysteriker:

„Ihr leimt mich nicht, ihr verdammten Yankee-Hunde. Kein Wort bekommt ihr von mir heraus. Los, knallt mich ab, wie ihr Fosco abgeknallt habt! Werft mich in den Fluß, aber ich sage kein Wort, kein Wort!“

„Phil!“ sagte ich kurz.

Phil packte den Schreienden mit einem sicheren Griff im Nacken. Subot verschluckte sich.

„Idiot,“ fuhr ich ihn an. „Glaubst du, wir machen einen Märtyrer aus dir?—Ich wünsche dir einen milden Richter, am besten täte es dir, wenn du in eine Klapsmühle gesteckt würdest.—Hast du ihn durchsucht, Phil?“

„Noch nicht.“

„Tu es!“

Trotz seiner Handschellen begann Subot erneut zu zappeln und um sich zu treten, als Phil ihm in die Taschen fahren wollte. Unsere Boote begannen beängstigend zu schaukeln. Ich hörte nur das Keuchen der Männer im anderen Ruderboot, dann einen dumpfen Laut und das Niederfallen eines Körpers.

„Völlig verrückt,“ knurrte Phil. »Wollte sich tatsächlich aus dem Kahn stürzen.—Habe ihm eins über den Schädel geben müssen.“

Cummingham hielt die Taschenlampe. Phil durchsuchte die Kleider des Ohnmächtigen. Aus der Hosentasche kam eine kleine Websterpistole zum Vorschein.

Aus der Jackentasche einiger Krempel und außerdem ein zusammengeknülltes Stück Papier.

„Die Taschenlampe, Slim,“ verlangte Phil und streckte die Hand aus.

„Hallo,“ sagte er dann, als er gelesen hatte und gab mir Zettel und Lampe herüber.

Es war nur ein ganz gewöhnlicher Wisch, aus irgend einem Heft gerissen. Der Text war in Blockbuchstaben geschrieben und lautete:

16., fünf Uhr, alle, für eine Woche einrichten.

„Sechzehnten?“ sagte Phil. „Das ist heute.“

„Und fünf Uhr bedeutet sicherlich fünf Uhr morgens.—Das ist eine Nachricht des Mississippi-Piraten. Er sammelt für fünf Uhr morgens seine Leute.—Zum Teufel, wenn wir nur wüßten, wo der Treffpunkt ist.—Dieser verrückte Subot verrät uns das nicht.“

„Probieren Sie es mit Prügel,“ riet Cummingham. „Ich wette, auf diese Weise bekommen sie ihn zum Reden.“

„Geht nicht, Slim. Ich bin kein Privatmann, und schon gar nicht bin ich ein Folterknecht.“

Ich glaube, der Alte zuckte die Achsel, um auszudrücken, daß er uns für idiotisch rücksichtsvoll hielt.

„Wechsle rüber in den *Springer*,“ bat ich meinen Freund. „Cummingham soll mich noch einmal zu dem Hausboot der Subots rudern. Vielleicht können wir einen Hinweis finden, wo sich der Treffpunkt befindet. Nimm Subot mit rüber, aber paß auf, daß er ruhig bleibt. Wenn er im Rennboot neues Theater macht, wirft er leicht den ganzen Kahn um.“

Der Bootswechsel war gar nicht einfach, aber es ging. Ein Blick auf die Armbanduhr überzeugte mich, daß es kurz nach Mitternacht war. Wenn wir uns irgendwo bei diesem Treffen um fünf Uhr morgens einschalten wollten, so mußten wir uns beeilen.

Ich nahm selbst eines der Ruder. Der Strom trug uns schnell abwärts. Wir brauchten nur die Diagonale einzuhalten. Je näher wir dem Ufer kamen, desto wilder und unruhiger wurden die Wirbel und Stauungen. Undeutlich, schwärzer noch als der Himmel, tauchten die Umrisse von Hausbooten vor uns auf.

„Das nächste ist das von Subot,“ flüsterte Cummingham. Wir steuerten es an. Ich griff nach der Halteleine, die jedes Hausboot an der Flußseite besitzt, und als ich sie hielt und damit auch unseren Kahn, hörte ich eine Stimme aus der Dunkelheit unmittelbar über meinem Kopf sagen:

„Da bist du ja, Jean.—Wo warst du?“

Wie der Blitz war ich auf der Plattform. Unser Boot trieb sofort ab. Ich packte zu, griff in Stoff, tastete durch den Stoff hindurch die Kehle eines Mannes, aus der ein Schreckensruf drang. Im nächsten Augenblick hatte ich den Burschen heruntergerissen, auf die Plattform geworfen und kniete auf seiner Brust.

„Cummingham!“ rief ich.

Slim hatte Mühe gehabt, das Boot, das wegschoß, als ich losließ, wieder in die Gewalt zu bekommen. Er ruderte noch gegen den Strom, näherte sich, schlang geschickt trotz der Finsternis das Bugseil um einen Pfahl und brachte den Kahn längsseits.

„Hier!“ rief er.

„Die Taschenlampe!“

Sie blitzte auf, der Strahl tastete sich durch den Regen und richtete sich auf das, was unter mir lag.

Auf den ersten Blick sah es aus wie ein Bündel Stoff, aber daß unter und in dem Bündel ein Mann stak, hatte ich gefühlt und gehört. Der Bursche trug den Kittel und die weiße Kapuze der Cu-Clux-Claner. Ich erkannte das Weiße seiner Augen in den Augenschlitzen. Ich riß ihm das lächerliche Ding herunter und sah das Gesicht eines blonden Burschen, der kaum älter als Jean Subot sein mochte.

„Das ist Allan Rugger,“ meldete sich Cunningham. „Subots Freund.“

Ich ließ los und erhob mich.

„Hoch mit dir!“ befahl ich.

Er raffte sich auf. Offenbar wußte er immer noch nicht richtig, was eigentlich mit ihm geschehen war.

„Allan Rugger also,“ wiederholte ich Cummings Worte. „Allan Rugger holt seinen Freund Jean Subot ab, um sich mit dem Mississippi-Piraten zu treffen und gemeinsam auf neue Raubfahrt auszugehen. Damit ist Schluß, Allan!“ Ich schwenkte die Taschenlampe ein wenig, so daß der Strahl in mein Gesicht fiel, und Rugger wußte, mit wem er es zu tun hatte.

Ich glaube, er fühlte sich miserabel. Der weiße Kittel klebte auf dem Ölzeug, das er darunter trug. Sein blondes Haar hing ihm tief in dem klatschnassen Gesicht. Er schien mir nicht aus dem harten Holz wie Subot, und ich tastete mich an ihn heran.

„Kommt John Past auch noch?“ fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und brachte ein halb ersticktes „Nein“ heraus. „Warum nicht?“ fragte ich.

„Er will nicht mehr mitmachen, Seitdem Crow tot ist, sagt er, habe er die Nase voll.“

„Und du bist wohl auch nicht leichten Herzens hier erschienen, habe ich den Eindruck.“

Er senkte den Kopf. „Es geht doch um die Sache,“ antwortete er leise. „Ich habe nie geglaubt, daß es Tote dabei geben könnte.“

„Schon als ihr den ersten Frachter in die Luft jagtet, gab es Schwerverletzte. Du hättest dir denken können, daß eines Tages noch Schlimmeres passieren würde.“

Er senkte den Kopf noch tiefer und antwortete nicht.

„Wo ist der Treffpunkt?“ fragte ich sachlich und wie nebenbei.

„Wie immer, auf dem Fluß,“ antwortete er bereitwillig.

„Wo auf dem Fluß?“

Er sah mich erstaunt an, als wundere er sich, daß ich das nicht auch wüßte.

„Irgendwo abwärts von hier. Das Boot nimmt uns auf.“

Wundern Sie sich nicht, daß er so bereitwillig antwortete. Ich glaube, dieser Allan Rugger war wie erlöst, daß nun endlich geschehen war, was er wohl schon seit langem fürchtete. Diese Jungens vom Ufer des Mississippi konnten ja nicht als gewöhnliche Gangster betrachtet werden. Sie waren Abenteurer aus Idealismus, wie sie im Süden der Staaten oft genug geboren werden.

Mir zuckte ein Gedanke durchs Gehirn.

„Ihr tragt schon Kapuze und Kittel, wenn das Motorboot euch aufnimmt?“

„Ja, wir streifen sie meistens auf dem Fluß über. Heute zog ich sie gleich an, weil ich dachte, daß in solch einer Nacht doch kein Mensch unterwegs ist.“

„Hast du eine Ahnung, wo Subot seine Vermummung versteckt hat?“

„Ich glaube, im Stallanbau.“

„Komm mit!“

Die Hütten auf den Hausbooten haben alle einen mehr oder weniger großen Anbau, in dem die Flußleute Hühner, auch schon mal eine Ziege halten. Die Tür war unverschlossen. Es lag ein großer Stapel Heu darin, und als ich es ein wenig durchwühlte, fand ich ein in Papier gewickeltes Paket mit dem weißen Kittel und der Kapuze.

Allan Rugger vor mich herschiebend, ging ich wieder ins Freie.

„Slim,“ fragte ich Cummingham, „ist das Funksprechgerät im Boot?“

„Ja, ich glaube im Segeltuchpacken mit den Waffen und Werkzeugen.“

„Rufen Sie meinen Kollegen!“

Er lachte dünn. „Sicherlich kann ich viel, Mr. Cotton, aber mit dem Ding kann ich nicht umgehen.“

Ich ließ mir den Apparat geben. Ich wußte, mein Gerät lag eingewickelt in Segeltuch unter der Schutzdecke. Wenn ich Glück hatte, mußte Phil den Summerton hören.

Ich drehte die Handkurbel, drehte noch einmal und lauschte. Ich kurbelte, als gelte es, ein Pfund Kaffee zu mahlen. Hallo, da war Phils Stimme.

„Ich höre! Ich höre!“

„Wir sind im Hausboot der Subots. Komm mit dem Boot rüber! Wirst du es finden?“

„Ich hoffe. Gib mir ein Lichtsignal, sobald du den Motor hörst. Ende!“

Zehn Minuten später hörten wir das Knattern der *Mississippi* durch das Regengeräuschen. Ich blinkte mit der Lampe. Phil drehte den *Springer* elegant in den Strom und steuerte ihn vorsichtig an den Steg heran. Wir leinten ihn fest. Phil erkletterte die Plattform.

„Subot hat bestimmt 'ne Gehirnerschütterung. Er begann doch wieder zu toben, und ich mußte ihn niederschlagen,“ sagte er.

„Keine Zeit für Späße.—Hier ist noch einer von der Sorte, der seinen Freund Jean zum Treff abholen wollte.—Hör zu, wie wir es machen wollen, um den Mississippi-Piraten das Handwerk zu legen.“

Ich wollte in Subots Vermummung gemeinsam mit Rugger den Fluß hinabgehen. Rugger würde hoffentlich ruhig bleiben, wenn er wußte, daß unter dem Kittel ständig ein Pistolenlauf auf ihn gerichtet war. Sobald der Pirat uns an Bord genommen hatte, wollte ich mir den Chef kaufen, ihn nötigenfalls mit einer Kugel aus der Null-acht kampfunfähig machen. Der Rest erschien mir nicht mehr schwierig. Phil konnte mir mit dem Schnellboot in allerdings großem Abstand folgen, um einzugreifen, wenn er Schüsse hören sollte.

„Alles klar?“ fragte ich, nachdem ich diesen Plan entwickelt hatte. „Dann steige ich jetzt in Subots Klamotten.“

Ich zwängte den weißen Kittel über mein Ölzeug und streifte die Kapuze über.

„Ihr Plan ist nicht durchführbar, Mr. Cotton,“ meldete sich Slim Cummingham zu Wort.

„Warum nicht?“

„Sie sind fast einen Kopf größer als Jean Subot. Wenn Sie nur einmal angeleuchtet werden, bevor der Pirat Sie an Bord nimmt, fallen Sie sofort auf, und er bedenkt Sie mit einer Maschinenpistolengarbe.“

„Cunningham hat recht,“ bestätigte Phil. „Du mußt damit rechnen, daß der Mississippi-Pirat vorsichtig geworden ist.“

„Verdammt, wie sollen wir das Ding sonst deichseln?“ fluchte ich und riß mir die Kapuze wieder ab.

„Mr. Decker hat eher die Figur von Jean Subot.—Wenn er ginge, wären die Chancen besser,“ sagte Slim.

Ich rieb den Schädel. Phil und ich sind Freunde im richtigen Sinn des Wortes. Keiner von uns hat es gern, wenn der andere allein in eine gefährliche Situation steigt, aber keiner von uns ist auch der Meinung, er könnte irgend etwas besser als der andere.—„Ja,“ bestätigte Cunningham, nachdem er Phil im Scheine der Taschenlampe begutachtet hatte, „Mr. Decker kann als Jean Subot gelten.“

Ich drückte Phil zu seiner Null-acht noch die Webster-Pistole in die Hand, die wir bei Subot gefunden hatten. Ihm eine Maschinenpistole mitzugeben, war nicht möglich. Dann kam mir eine Idee.

„Paß auf,“ sagte ich. „Ich kann dir mit dem *Springer* nicht so nahe folgen, daß ich wirklich zur Stelle bin, wenn der Piratenkahn euch aufnimmt. Wir wissen nicht, ob er den Fluß hinauf- oder hinunterkommt, und wenn er mich dabei bemerkt, verduftet er vielleicht sofort.—Diese lächerliche Vermummung ist weit genug. Wir können das Funksprechgerät an deiner Hüfte festschnallen. Du findest vielleicht Gelegenheit, es zu benutzen, und kannst uns Hinweise geben, wo ihr euch befindet.—Los!“

Mit Hilfe von ein paar Kordeln konstruierten wir um Phils Hüfte ein Seil mit einer Schlaufe, von der das Gerät gut festgehalten, aber auch leicht herausgenommen werden konnte. Dann kaufte ich mir noch einmal Allan Rugger.

„Du hast gehört, was wir beabsichtigen. Wenn es klappt und du benimmst dich anständig, dann erzählen wir es dem Richter, und er streicht dir vielleicht ein paar Jahre dafür ab. Spielst du falsch und versuchst, meinen Kollegen zu verpfeifen, dann bekommst du ohnedies die erste Kugel von ihm, und sollte diese Kugel fehlen, dann suche ich dich, Rugger, und ich finde dich, selbst wenn du dich bis zum Nordpol verkriechen solltest.“

„Was soll ich tun?“ fragte er heiser.

„Nichts anderes, als du sonst auch getan hättest. Streich aus deinem Gedächtnis, daß der Mann an deiner Seite nicht Jean Subot ist, und wir sind mit dir zufrieden.—Wann rudert ihr gewöhnlich auf den Strom hinaus, wenn ihr um fünf Uhr aufgenommen werden sollt?“

„Eine Stunde früher.“

„Um vier also. Jetzt ist es gleich zwei Uhr. Ich würde gern noch Beek und Quick benachrichtigen, aber wahrscheinlich schwimmen sie auf dem Fluß und sind nicht zu erreichen.—Warten wir also die zwei Stunden ab.“

Wir warteten. Die Minuten verträpfelten. Draußen rauschte der Regen, donnerte der Fluß.

„Vier Uhr,“ sagte Phil und richtete sich auf. „Dann komm, Kollege,“ wandte er sich an Rugger, „und denke daran, daß ein Loch quer durch den Kopf immer tödlich ist.“

Fünf Minuten später verließen auch wir das Hausboot mit dem schlafenden Vater und dem gefesselten und geknebelten Sohn.

Ich steuerte schräg stromaufwärts zur Flußmitte. Nicht wenige rote und grüne Lichter glühten durch die Nacht, alles Frachter, die stromaufwärts zogen, um sich an den Evakuierungen zu beteiligen. Sobald ich die Mitte erreicht hatte, versuchte ich, Phil zu rufen. Die Verbindung klappte sofort.

„Wir treiben,“ meldete er, „und versuchen, uns gegen die Strömung zu halten. Bisher nichts Besonderes.“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als ich fühlte, wie der Fluß unter mir sich hob, schwoll, dicker wurde, tiefer grollte. Die Strömung rauschte anders, noch reißender, heftiger. Das Donnern rollte gewissermaßen unter dem Boden meines Bootes weg, verlor sich in der Ferne.

„Jetzt erst ist der Mississippi richtig gefährlich!“ rief Cummingham. „Jetzt treiben die entwurzelten Bäume im Strom, die mitgerissenen Dächer, die fortgeschwemmten Holzstapel der Sägewerke und tausend andere Dinge. Passen Sie auf, daß Ihr Kahn nicht getroffen wird!“

Mit ganz schwacher Motorenkraft ließ ich das Boot flußabwärts treiben. Cummingham mußte mit einem gegengestemmen Ruder den Abstand halten, um nicht auf mich aufzulaufen.

Das Funksprechgerät hielt ich ans Ohr gepreßt. Ich wartete auf Phils Ruf. Mein linker Arm, der das Gerät hielt, wurde lahm, aber ich konnte ihm keine Pause erlauben.

Um sieben Uhr fünfundzwanzig hörte ich Phils Stimme, ganz weit entfernt, wie ein zartes Zirpen, aber eigentlich klang sie gelassen und sogar gemütlich.

„Hallo, Jerry! Hallo, Jerry! Ich bin an Bord. Sie haben mich mit Rugger in die Kajüte zum Ausruhen geschickt. Sechs Mann sind an Bord. Alle Kapuzen. Keiner zu erkennen! Wir haben vor zehn Minuten eine Bucht angesteuert, die allerdings völlig überschwemmt ist.“

„Wo, Phil? Wo?!“

„Bevor wir einliefen, passierten wir am rechten Ufer die Spitzen zweier Schornsteine, die eng beieinander stehen. Der eine ist etwas schief.—In zehn Minuten greife ich an, Jerry!“

„Nein, Phil, warte, bis ich bei dir bin.—Augenblick!“

Ich schrie Cummingham an. „Zwei zusammenstehende Schornsteine am rechten Ufer, Slim. Wo ist das?“

„Einer steht schräg?“ fragte er.

„Ja!“

„Kann nur die stillgelegte Ziegelei von Freebanc sein. Zehn Meilen flußaufwärts. Sie müssen uns passiert haben, ohne daß wir es merkten. In einer Viertelstunde können wir die Stelle erreicht haben.“

„Phil!“ schrie ich in den Sprecher. „Wir sind in einer Viertelstunde dort.—Warte! Greif dann an!“

Ich lauschte! Keine Antwort!

„Phil“ rief ich noch einmal. Nichts!

„Cummingham!“ schrie ich. „Fangen Sie!“ Ich warf ihm das Gerät zu. „Hören Sie, ob eine Meldung kommt. Es ist eingeschaltet. Wie muß ich steuern?“

„Stromaufwärts jetzt!“ brüllte Cummingham.

„Noch nichts im Sender?“

„Nein!“

Ich gab wieder etwas mehr Gas. Die treibenden Baumkronen zischten an uns vorbei. Dann sah ich die Reste zweier Schornsteine aus dem Wasser ragen.

„Noch fünfhundert Yards, dann kommt die Einfahrt in die Bucht, 'ne große Eiche befindet sich dort!“ schrie Slim. „Sie werden nur die Krone sehen können!“

„Halt!“ brüllte er wenige Augenblicke später! „Da ist sie!“

Mit dem Fuß zog ich unter der Segeltuchdecke die Wachstuchhülle mit der Maschinenpistole heran, öffnete sie mit einer Hand, klemmte die Waffe zwischen die Knie und lud das erste Magazin ein. Ich öffnete die Tasche mit den Reservemagazinen und legte sie griffbereit.

Ich drehte den Kopf, um Cummingham zuzurufen, er möge die Leine zwischen den beiden Booten kappen, aber ich sah, daß er den Mund aufriß, den Arm ausstreckte und schrie: „Da, Mr. Cotton!“

Ich warf mich herum.

Aus dem dunklen Wasserschlund neben der Eichbaumkrone schoß ein schwarzer überschlanke Schatten. Der summende Ton, jener Ton, der dem Geräusch einer angreifenden Hornisse so ähnelte, stand in der Luft. Dreihundert Yards vor meiner Nase schnitt das Piratenboot quer in den Strom hinein.

Ich erblickte zwei, drei weiße Kapuzen, sah ausgestreckte Arme. Sie hatten mich gesehen.

„Kapp die Leine, Slim!“ brüllte ich. „Rudere in die Bucht und sieh zu, ob Phil etwas passiert ist!“

Ich fühlte die leichte Erschütterung, als er die Leine zerschlug. Ich drehte den Gasgriff. Das Piratenboot mochte noch einmal hundert Yards gewonnen haben. Im Handumdrehen gewann ich ihnen ihren Vorsprung wieder ab.

Sie bemerkten es. Ich sah es an ihren Gesten. Das Wasser an ihrem Heck wirbelte stärker. Sie gaben Vollgas.

Zwecklos. Ich blieb ihnen auf den Fersen. Ich mußte meine Geschwindigkeit drosseln, um nicht auf sie aufzulaufen. Ich war ihnen so nahe, daß ich die Schlitzze in ihren Kapuzen sah. Drei standen am Heck, einer am Steuer. Der Steueremann wechselte mit einem der drei den Platz. Er bückte sich, kam hoch. Ich erkannte die Maschinenpistole in seiner Hand. Ich griff an!

Die erste Kugelserie klackerte gegen ihre Bordwand. Die weißen Kapuzen verschwanden in der Deckung, nur der Chef blieb stehen und schoß zurück, aber ich bot ein kleineres und unruhigeres Ziel als sie.

Es war deutlich festzustellen, wie nervös sie wurden. Sie feuerten jetzt alle mit Gewehren und Pistolen nach mir. Ich überließ sie, als ich mein Magazin verschossen hatte, gewann ihnen einige hundert Yards ab, wich einem ganzen Block herabschießender Stämme aus, vor einem halb zertrümmerten Dach nach links, lud das zweite Magazin nach und drehte die Nase der *Mississippi* wieder in den Strom.

Ich lief das Piratenschiff schräg von vorne an. Es mußte für seine Besatzung so aussehen, als wollte ich es rammen.

Sie steuerten jetzt stur stromaufwärts. Ich weiß nicht, was sie sich davon versprachen. Wahrscheinlich wußten sie nichts Besseres. Ich hätte versuchen können, die Leute abzuschießen, aber das lag nicht in meiner Art. Noch dreimal rief

ich ihr Boot von vorne an, hackte mit der Maschinenpistole auf ihm herum. Jedemal versuchten sie, ihrerseits Schüsse bei mir anzubringen, aber ich kam ihnen immer wieder aus.

Dann sah ich, wie eine neue Welle der Unruhe durch die Männer in den Kapuzen lief. Wieder streckten sich die Arme aus. Ich wandte den Kopf in die Richtung, in die sie zeigten. Quer über den Fluß schnitt ein weißes Polizeiboot durch die schäumenden Strudel, die X-3 mit Anthony Beek.

Das Piratenschiff drehte flußabwärts. Ich bekam es dadurch breitseits. Jetzt schoß ich höher. Die Kajütenfenster zerknallten. Von der Messingreling spritzten ein paar Querschläger. Sie versuchten, vor der schräg ansteuernden X-3 freizukommen, aber sie schafften es nicht ganz. Aus drei Maschinenpistolen brannten ihnen Anthony und seine Leute Serie auf Serie aufs Deck. Keine Kapuze war mehr zu sehen. Sie mußten sich alle hingeworfen haben. Das Steuer war verwaist. Langsam drehte, sich der Kahn quer.

Ich sah einen Mann aufspringen und zum Steuerrad greifen. Er kurbelte daran. Nichts geschah. Eine Kugel mußte die Steuerung beschädigt haben.

Beek hatte das Feuer eingestellt. Die X-3 lief neben dem Piratenschiff her, und Anthonys Stimme scholl laut über den Strom:

„Ergebt euch! Es ist zwecklos!“

Die Antwort war, daß der Mann am Steuer sein sinnloses Gekurbel aufgab, sich bückte, eine Waffe hochriß. Noch einmal bellte eine M.P. durch den Regen.

Ich jagte das Boot auf Touren, überholte das treibende Piratenschiff und drehte bei.—In diesem Augenblick passierte es.—Mit urwelthafter Gewalt raste ein riesiger entwurzelter Baum gegen die Flanke des treibenden Schiffes.

Ich wirbelte die Steuerschraube herum, lief den heranschießenden Baum an. Kurz vor mir, fast am Rande des heranschießenden Riesen, kämpfte sich etwas Weißes durch die schlammige Flut. Ich legte mich quer, um den Herantreibenden aufzufangen. Ein paar Yards trennten ihn und mich noch. Ein paar Yards hinter meinem Heck schoß der Baum vorbei.

Ich beugte mich hinüber, um den Mann in der Kapuze zu greifen. Im gleichen Augenblick wurde mein Boot aus dem Wasser gehoben. Ein langer Arm des Baumes, der praktisch unter Wasser lag, hob es an. Ich purzelte wie aus einer umgekippten Schachtel hinaus. Der Mississippi schloß sich über meinem Kopf und riß mich mit sich fort.

Noch unter Wasser zog ich erst einmal die Gummistiefel aus, tauchte auf, schnappte Luft, ging wieder unter und befreite mich von dem schweren Ölzeug. Dann strampelte ich mich endgültig an die Oberfläche.

Ich hielt Umschau. Nicht weit von mir entfernt, zehn Yards vielleicht, tanzte eine von den weißen Kapuzen im Strom.

Ich verstand nicht mehr sehr viel Spaß. Ich schnellte mich aus dem Wasser hoch, warf mich nach vorne und schlug auf die Stelle, wo die nasse Kapuze seine Nase verriet. Er stieß einen Schmerzensschrei aus. Ich packte zu, schlug noch einmal zu und zerrte ihm das Ding herunter.

Ich sah ein Gesicht, ein Gesicht, das mich so überraschte, daß ich den Mann losließ. Aus schreckgeweiteten Augen starrte mich Franc Legram, der Sheriff von Basqueville, an. Zehn Sekunden trieben wir nebeneinander, und erst, als er nach meiner Kehle griff, besann ich mich, holte aus und traf ihn genau auf den Punkt.

Er verlor die Besinnung. Ich mußte zupacken, damit er nicht wegsackte. Ich drehte mich auf den Rücken und hielt seinen Kopf über Wasser.

Die X-3 bewegte sich auf uns zu. Ich sah Beeks lachendes Gesicht über der Bordkante. Zwei Minuten später fischten sie mich und meine Beute an Bord.

Bevor es Mittag war, hatten wir alle zusammen. Was sich an Bord des Piratenschiffes befunden hatte, angelten wir aus den Fluten des Mississippi, und unter den Kapuzen kamen die Gesichter von John Fertigan, Fisco Bud, dessen Schulterwunde fast ausgeheilt war, jenem John Past, der angeblich Allan Rugger gesagt hatte, er wolle nicht mehr mitmachen, und schließlich der „Mississippi-Pirat“ persönlich, Franc Legram, im Zivilberuf Sheriff von Basqueville.

Ich machte mir Sorgen um Phil, aber dann trafen wir Cummings Ruderboot, in dem sowohl er wie auch Allan Rugger hockten. Rugger war verwundet. Phil erzählte in wenigen Worten.

Er war überrascht worden, als er mit mir sprach, hatte sich den Weg ans Deck freigeschossen, mußte aber dann über Bord gehen, weil Rugger verwundet worden war und er den Jungen nicht der Rache seines Chefs aussetzen wollte. Er riß ihn mit sich, tauchte mit ihm bis in den überschwemmten Wald hinein, in den ihnen das Boot nicht folgen konnte. Der Pirat hatte daraufhin sein Versteck verlassen, weil er sich sagte, daß Phil seinen Standort gemeldet hatte.

Wir verzichteten darauf, Legram zu verhören. Die X-3 brachte die ganze Bande nach New Orleans. Der Mississippi stieg und stieg. Ein gefangener Gangster war im Augenblick unwichtig. Es gab Wichtigeres zu tun. Die Polizeiboote beteiligten sich an der Rettung der Menschen, die vom Hochwasser bedroht waren. Erst zwei Wochen später, als der Mississippi sich verlaufen hatte, begannen die Verhöre von Legram und seiner Bande durch FBI-Chef Cachot. Zu diesem Zeitpunkt befanden wir uns schon wieder in New York, aber Cachot war nett genug, uns das Ergebnis mitzuteilen.

Legram war auf die Idee gekommen, den Mississippi-Piraten zu spielen, als er auf dem Dienstwege eine Routine-Warnung vor Fosco Brooderick und John Fertigan erhielt, da man nach der Gefängnisentlassung mit neuen Taten der Berufsverbrecher rechnete. Der Sheriff hatte eine Leidenschaft, von der niemand etwas wußte. Er spielte, und er hatte einen großen Teil seiner Dienstkasse verspielt. In ein paar Nächten knobelte er sich den Plan aus, wie am erfolgreichsten Flußpirat zu spielen sei.

Zunächst suchte er Brooderick und Fertigan auf, die sich in New Orleans herumtrieben. Dann beschlagnahmte er in Memphis das Schnellboot eines reichen Mannes gegen ein Polizeiformular und schickte dem Mann eine monatliche Vergütung aus der Polizeikasse. Es handelte sich bei dem Besitzer um einen alten Herrn, dem erzählt wurde, sein Boot diene einem guten Zweck. Kein Wunder, daß es nie als gestohlen gemeldet wurde. Brooderick, der Mechaniker war, frisierte den Motor auf die Geschwindigkeit. Fertigan hingegen charterte unter den bekannten politischen Parolen die jungen Leute, die die Mannschaft bildeten.

Sie versteckten das Boot in der Nähe der alten Ziegelei, aber nur Legram, Brooderick und Fertigan kannten dieses Versteck. Daß Legram Chef war, wußten nur die beiden Gangster. Die anderen sahen ihn nie ohne Kapuze. Nachdem die Pirate-

rie erfolgreich angelaufen war, bezeichnete Legram als Sheriff die Bucht bei der Ziegelei als durchsucht und sicherte so ihren Unterschlupf.

—Er war selbst bei den Aktionen nicht immer dabei, und erreichte es auf diese Weise, daß nie ein Verdacht auf ihn fiel. Er spielte den eifrigen Piratenjäger, und als wir aufkreuzten, ließ er auch gleich das Piratenboot erscheinen, während er selbst neben uns saß.

Unsere Freundschaft mit Cummingham konnte ihm gefährlich werden, da der alte Slim ebenso gut wie er in der Lage war, herauszufinden, daß ein paar junge Burschen häufig von Basqueville abwesend waren. Er hetzte Subot und seinen Freund auf den Alten, aber Slim entkam.

Die Nachricht von den Juwelen an Bord erreichte ihn, wie wir es uns gewünscht hatten. Er leitete selbst den Angriff, in dessen Verlauf er auch Crow erschoss. Als wir von diesem Abenteuer zurück waren, lag er längst wieder in seinem Bett. Er erfuhr von uns, daß Seath entlarvt war und tötete konsequent Fosco, der ihm jetzt gefährlich werden konnte.

Das Hochwasser schien ihm eine Gelegenheit, noch einmal große Summen zu erbeuten. Auch rechnete er nicht mit einem scharfen Polizeieinsatz während des Hochwassers. Diese Rechnung war falsch, und vier Wochen nach der Gerichtsverhandlung hörten wir, daß der Gouverneur das Gnadengesuch von Franc Legram verworfen hatte und daß er hingerichtet worden war.

